

Kann qualitative Medien(biografie)-Forschung den interdisziplinären Sprung durch die surreale Spiegel-Trennwand zwischen Text- und Lebenswelt vollbringen – und psychologisch werden? Methodologie-Essay ausgehend von Lothar Mikos & Claudia Wegener (Hg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. UVK/UTB-Verlagsgesellschaft, Konstanz 2005.

(Harald Weilnböck)

(Can qualitative media[-biographical] research achieve in rising above the surreal mirror divide between textual and real world interaction – and become psychological? Review essay departing from Lothar Mikos & Claudia Wegener [Hg.]: *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. UVK/UTB-Verlagsgesellschaft, Konstanz 2005.)

(Eingereicht: Forum Qualitative Social Research, www.qualitative-research.net, Berlin, G.Mey.)

Zusammenfassung

Der Autor würdigt die beachtliche fachliche Konstituierungsleistung, die das Handbuch für das junge Feld der qualitativen Medienforschung im deutschsprachigen Raum erbracht hat, indem es den Bestand an Theorien, Gegenständen, Methoden und Verfahrensweisen sichtet, die gegenwärtig beansprucht werden, um die lebensweltliche Einbindung von Prozessen der Mediennutzung zu rekonstruieren. Hierbei wird auch der Sammelband von Ruth Ayas, & Jörg Bergmann diskutiert. Vor allem im Handbuch wird ein großes Spektrum von Theoretischen Traditionen der verstehenden Soziologie nachvollzogen (2.), was mitunter zu einigen inhaltlichen Redundanzen führt, die im ebenfalls reichhaltigen, aber knapper umrissenen Sammelband vermieden werden.

Grundsätzliche Überlegungen dahingehend schließen sich an, was Medienbiografie-Schreibung im Kontext einer noch zu konzipierenden interdisziplinären Kultur- und Medieninteraktions-Forschung der Zukunft heißen könnte. Hierzu werden einige theoretische und methodologische Desiderata formuliert (4.): Abhilfe zu schaffen gegen die beinahe vollständige Abwesenheit von Psychologie bzw. von systematischen medien- und/oder literaturpsychologischen Konzeptionen und Umsetzungsoptionen; die sich bietende Möglichkeit einer theoretischen Verankerung in einer interdisziplinären Narratologie wahrzunehmen; allem voran: die fächer- und schulenübergreifende methodologische Spaltung – jene surreale Spiegeltrennwand – zwischen den beiden integralen Hauptdimensionen, der Medienrezeptions- und der Text-/Produktanalyse, zu überwinden.

Weitere methodologische Desiderata sind (4.1, 4.2): das Vorantreiben einer wirklich medienforschungs-spezifischen Methodenentwicklung, die mit den derzeit schwerpunktmäßig sozialwissenschaftlichen, inhalts- oder diskursanalytischen Auswertungsverfahren wesentliche Aspekte der mentalen Interaktionsdynamiken verfehlen müssen; den Versuch zu unternehmen, die treffliche Unterscheidung zwischen „quantitativ und qualitativ konnotierten“ Ansätzen auch als Differenz zwischen psychologisch anschlussfähigen und psychologie-fernen, textlogischen Ansätzen zu begreifen und letztere durch Konzeptionen

von menschlicher Psyche und mentaler Handlung zu ergänzen; damit zusammenhängend die Berücksichtigung derjenigen, wengleich raren Stimmen der philologischen Literatur- und Filmwissenschaften, die in nicht schulengebundener Weise neuere entwicklungspsychologische und psychodynamische Ressourcen für die Textanalyse heranziehen und übertragungs-theoretische Ansätze der literarischen Kommunikation formulieren.

Zwei berufsbiografische Notizen des Autors (1., 3.1) veranschaulichen, wie heftig eine originär geisteswissenschaftliche Aversion gegen psychologische und psychodynamische Konzepte sich auch in der qualitativen Forschung noch auswirkt und wie vergeblich Projekte der Medienforschung nicht selten bleiben müssen, wenn die Methoden der qualitativen Sozialforschung lediglich übernommen und nicht auf den besonderen Gegenstand der Medieninteraktion hin justiert und psychologisch versiert eingesetzt werden.

Ferner konzentriert sich der Autor auf Fragen der Medienbiografie-Forschung (3.), weil hier die Relevanz der (entwicklungs-) psychologischen Dimension am relativ augenscheinlichsten ist. Anhand zweier genauer erörterter Studien werden Problematik und Potenzial eines Forschungsbereichs diskutiert, der bisweilen noch in einer unlösbaren Spannung zwischen einer historisch-deskriptiven und (medien)biografisch-handlungsrekonstruktiven Herangehensweise befangen zu sein scheint und/oder die Produktanalyse nicht integriert. Gleichwohl wird, im vergleichenden Seitenblick auf die Geisteswissenschaften, der hoffnungsvolle Impetus der qualitativen Medienforschung hervorgehoben, den „Vermittlungszusammenhang von Medien, subjektiver Innenwelt und sozialer [und] kultureller Außenwelt“ zu rekonstruieren, also Texte und RezipientInnen sowie deren psychische Interaktion in integraler Weise zu erforschen.

Anhand von Beiträgen, die ausdrücklich der Ambition folgen, die Wissenschaft und der Forschungsprozess selbst bereits möge unmittelbar politische Wirkung im Sinne der Stärkung der handelnden Subjekte, der Anerkennung von Andersartigkeit sowie der Analyse von Ideologien und Herrschaftsstrukturen haben, wird ein warnender Appell zum Schutz der schützenswerten und allzu verletzlichen Qualität von qualitativer Forschung formuliert (3.4). Diese nämlich gefährdet ihr Renommee, wenn Sinnverstehen „von einem hermeneutischen zu einem politischen Projekt mutieren“ soll und im Interesse von „Performativität“ Kompromisse der begrifflich-konzeptionellen Stringenz und methodologischen Transparenz eingegangen werden. Dieser Warnung verleiht der Autor mittels eines eigenen kleinen „performative turn“ Nachdruck.

Mit Blick auf diskurstheoretische Ansätze wird die Frage gestellt, inwiefern diese derzeit noch zu sehr in den eher textlogischen als handlungstheoretischen Parametern der Erfassung von Aussagebeständen und Deskription von Textinhaltesordnungen verhaftet bleiben und dem erklärten Ziel, auch Subjektpositionen und subjektive Diskursaneignungen – als das Andere des Diskurses – erfassen zu können, noch nicht zu entsprechen vermögen (4.2.1).

Zur Frage, was eine Medienbiografie-Forschung der Zukunft zu leisten versuchen sollte (3.3), wird das vom Autor entwickelte Verfahren des *Medienerlebnis-Interviews* skizziert. Anhand von beispielhaften Sachverhalten im dort erzielten Vergleichsmaterial wird die große Komplexität der gleichwohl unausweichlichen Herausforderung veranschaulicht, das psychische, (medien-)biografische Arbeiten von Personen zu rekonstruieren, das sich vollzieht, wenn sie vor dem Hintergrund ihrer individuellen lebensgeschichtlichen Prägungen und psychodynamischen Dispositionen mit einem selbst gewählten Mediennarrativ mental interagieren. Hierbei werden die teils bewusstseinsfernen Wahrnehmungen,

Erinnerungsassoziationen, Phantasien und Affekte rekonstruiert, die die persönliche Anneigung bestimmen. Es zeichnet sich ein unerwartet hohes inter-methodologisches Potential zwischen einer psychologisch versierten Medieninteraktions-Forschung und der klassischen Biografie- und Sozialforschung einerseits sowie der klassischen Kultur- und Literaturforschung andererseits ab.

Stichworte: Medienbiografie-Forschung, Medienpsychologie, qualitative Interdisziplinarität, medienpezifische Methodologie, Narratologie, Übertragungstheoretische Objektverhältnis-Psychoanalyse, Literaturpsychologie, Diskursanalyse, Cultural Studies, das Medienerlebnis-Interview

Abstract

The author appreciates the handbook's remarkable achievement of constituting the young field of qualitative media studies within the German speaking area. It aptly assembles different theoretical approaches, subject matters, research methods and designs, which are currently used in order to reconstruct the media users' processing of media interaction and her/his appropriating media experiences. The comparable volume of Ruth Ayas, & Jörg Bergmann (ed.) is discussed too. Both books present an array of theoretical traditions from sociological hermeneutics is quite comprehensive (2.) which sometimes causes redundancies with the handbook.

Then the author adds some basic considerations about what the study of media-biography may achieve when put into the systematic methodological context of an interdisciplinary program of culture- and media-interaction research, which, he stresses, needs to be developed in the future. Here the author points out various theoretical and methodological challenges to be tackled (4.): amend the almost entire absence of psychology, i.e. of any systematic thought about the mental dynamic of interaction with media and/or literature; make use of the option to position oneself on a wider theoretical platform of interdisciplinary narratology; above all: overcome the pervasive methodological cleavage – indeed, the *surreal mirror divide* – which is to be found throughout various disciplines and which splits the two main domains of subject matter: text analysis and reader response research.

Further methodological target and desiderata are (4.1, 4.2): Realize that the most helpful systematic distinction between “quantitatively connoted and qualitatively connoted approaches” also implies the difference between approaches which may operate within a psychological concept of subject matter and those which may not, and expand the latter by concepts of human psyche and mental (inter-)action; correspondingly, take into account those few voices from literary and film studies which – while steering free from poststructural traditions – integrate various resources from current developmental and psychodynamic psychology into text analysis and which refer to psychoanalytic transference models in order to conceptualize aesthetic and/or media interaction; enhance the development of research methods which are specific to media research and not just apply methods from qualitative social research without adjusting them; expand and consolidate the procedures of data analysis which currently stick to content analysis and discourse analysis mostly and thus are bound to miss out on important aspects of mental media interaction.

The author adds two biographical notes from his own research experience in the field which help elucidate to what extent the anti-psychological aversion which is prototypical of the philological disciplines in general have calamitous effects even reaching into qualitative

media studies which most often is carried through by researchers originally trained in the philologies/humanities. The notes also demonstrate what detrimental impact it may have if qualitative methods are not specifically adapted to media studies and if reader response research is not combined with an analysis of the media narrative.

Subsequently, the author focuses on issues of media-biography research (3.), because there the necessity of a developmental psychology perspective is most evident. Drawing on two exemplary studies the pitfalls and potentials of this area of research is highlighted, that more often than not seems to be caught in an inextricable conflict between restraining oneself to historical description on the one hand and engaging in truly reconstructive media-biography research which is unequivocally based on a foundation of (inter-) action theory. However, in comparison with main-stream humanities the laudable and hopeful impetus of qualitative media research is underscored, which aims to reconstruct “the interconnection of media, subjective intra-psychic worlds, and socio-cultural realities”, i.e. study texts, readers/viewers and their mental interaction in an integrated research design.

Referring to approaches (mostly in cultural studies) which demand that already the research process may have political impact in the sense of empowering the participants, fostering the recognition of non-conventional social practices, as well as analysing structures of ideology and power, the author urges to better protect the all too vulnerable quality of qualitative research (3.4). For, qualitative researches' esteem is unduly endangered if reconstructive investigation “ought to transmute from a hermeneutical to a political project” and if in the interest of “performativity” conceptual coherence and methodological transparency is compromised. The author accentuates his appeal by taking a little „performative turn“ himself.

With respect to approaches of discourse analysis the question is posed whether its methodology is not still more textualist and content-analytic than interactional and psychological and therefore describes semantic fields, sets of propositions, and orders of knowledge, and whether it thus is not bound to fail its target to also conceptualize and account for human subjectivity and for the subjective appropriation of discourse by individuals (4.2.1).

Asking what media-biography research may attempt to achieve in future (3.3), the author gives a rough draft of the newly developed method of *media-experience interviewing* which follows a biographical interview and focuses on individually chosen texts or media products. Referring to some issues from interview materials collected by this method the complexity of the subject matter is emphasized, which is best described as the media-based biographical and mental work of individuals and which takes into account that individuals are biographically and psycho-dynamically positioned and thus use media experiences to mentally work to integrate lived-through real-world experiences. In this approach subjective associations, remote and semi-conscious memories, fantasies and affects, which occur during and after the personal appropriation of the media narrative, are documented and reconstructed. In doing so, it becomes evident how much both classical biography and social research as well as classical culture and literary studies might profit from psychologically informed media-interaction research.

Key words: media-biography research, media psychology, qualitative inter-disciplinarity, media-specific methodology, narratology, transference-based object-relation psychoanalysis, literature psychology, discourse analysis, the media-experience interview

Gliederung:

1. Einleitend: Erste berufsbiografische Notiz meinerseits **S. 5**
2. Theoretische Hintergründe der qualitativen Medienforschung **S. 10**
3. Einige Probleme und Risiken der gegenwärtigen Theoriebildung und Methodologie anhand von Beispielen der Forschung **S. 16**
 - 3.1 Zweite berufsbiografische Notiz meinerseits – zum Verhältnis von Medienbiografie-Forschung und (Medien-)Psychologie **S. 18**
 - 3.2 Was ist und zu welchem Ende treibt man Medienbiografie-Forschung? **S. 24**
 - 3.3 Was Medienbiografie-Forschung zu leisten versuchen sollte: Vergleichsmaterial aus einem Medienerlebnis-Interview **S. 38**
 - 3.4 Die schätzenswerte Qualität von qualitativer Forschung: Zu ideologiekritischem Eifer und wissenschafts-fröhlichem „Gaga“ **S. 45**
4. Desiderate einer qualitativen Kultur- und Medienforschung **S. 60**
 - 4.1 Theoretische Desiderate **S. 60**
 - 4.2 Methodologische Desiderate einer qualitativen Kultur- und Medienforschung **S. 79**
 - 4.2.1 Die Reichweite der Diskursanalyse. Oder:
Hat das diskursanalytische „Subjekt“ eine Psyche? **S. 79**
5. Schluss **S. 90**

1. Einleitend: Erste berufsbiografische Notiz meinerseits.

Zur Einstimmung in das Feld der qualitativen Medienforschung mag gerade die Erzählung einer selbst-erlebten Erfahrung – jener methodische Königsweg des qualitativen Arbeitens überhaupt – günstig sein: Es war gegen Ende der Neunzigerjahre, als ich – obwohl eigentlich Literaturwissenschaftler – an einem DFG-Projekt der medienbiografischen Forschung mitarbeiten durfte. Unser Team hatte sich zum Ziel genommen, über die in den bisherigen medienbiografischen Arbeiten eingesetzten statistischen und halbstandardisierten Mittel, wie z.B. Rating-Skalen oder Leitfadenterview, hinauszugehen und qualitative Medienstudien mit maximal offenen, narrativen Erhebungsmethoden zu erproben. Dabei setzten wir uns vor zu rekonstruieren, wie Jugendliche im Zuge ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation auf dem Wege der Interaktion mit Medien ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen bearbeiten und ihre aktuelle Lebenswelt gestalten. Hierbei stellte sich uns zunächst die Herausforderung, geeignete Erhebungsverfahren zu

entwickeln. Denn es sollten ja nicht nur biografische Verläufe als solche, mithin der Umgang mit Erfahrungen erster Ordnung, erforscht werden, sondern auch Verläufe der lebensgeschichtlichen Medieninteraktion, die man als Lebenserfahrung zweiter Ordnung begreifen kann, insofern sie von der Erfahrung erster Ordnung durch eine modale Differenz unterschieden ist – wie eng oder weit reichend man auch immer die Bedeutsamkeit dieser Differenz im einzelnen einschätzen mag.

Als wir dabei die Möglichkeiten des so genannten narrativen Nachfragens eruierten, das im Anschluss an die Haupterzählung der ProbandInnen im medienbiografischen Interview durchgeführt wird, entstand eine – meiner Wahrnehmung nach – kuriose, ja beinahe surreal anmutende Situation: Ich war zunächst rein intuitiv davon ausgegangen, dass Verfahren und Frageformen zu entwickeln seien, die in der Lage sind, konkrete Medienerlebnisse anzusteuern und die dabei erfolgende mentale Medien-Interaktion so genau wie möglich anzunähern und zu rekonstruieren. Wie sonst – so dachte ich – wollte man aussagekräftiges Material über die psycho-assoziativen Aktivitäten erhalten, die bei den jeweiligen InterviewpartnerInnen während und nach der Medieninteraktion ablaufen; und wie sonst wollte man Einblicke darin gewinnen, wie Jugendliche die von ihnen gewählten Medieninhalte für die mentalen Prozesse ihrer biografischen Arbeit und (Selbst-)Sozialisation nutzen und wie dies in pädagogischer Hinsicht am günstigsten zu begleiten wäre. Denn eines schien mir unstrittig: Mit den klassischen Verfahrenselementen des narrativ-biografischen Interviews würde dieser mentale Erfahrungsbereich der zweiten Ordnung, in dem mit Wirklichkeiten von medialer und fiktionaler Konstitutionslogik umgegangen wird, nur sehr unzureichend erschlossen werden können. Sind doch die narrativen Nachfragen (nach einer ausgesparten Lebensphase, nach Genese und Hergang einer benannten, aber unausgeführten Situation, nach einer Belegerzählung für ein Argument, nach Klärungen von Inkohärenzen und subjektiven Theorien der ProbandIn¹) schlechterdings ungeeignet, in einem Interview ein spezifisches individuelles Medienerlebnis anzusteuern und die subjektive Aufnahme und Aneignung eines bestimmten Mediennarrativs zu ermitteln. Hierfür – so meine Annahme – wären zielgerichtete methodische Modifikationen und Ergänzungen des Verfahrens unabdingbar, die es ermöglichen, direkt und mit psychodynamischer Differenziertheit in die spezifischen mentalen Medienerlebnisse einer Person einzutauchen, und die somit sicherstellen, dass jene – als wissenschaftsgeschichtliches Artefakt entstandene – Spiegeltrennwand zwischen den Geistes-/Kultur- und teils auch Medienwissenschaften einerseits und den sozio- und psychologischen Handlungswissenschaften andererseits zu überwinden.

Überraschenderweise jedoch war diese Ansicht in unserer Mitte nicht mehrheitsfähig. Vielmehr optierte das Team dafür, auch im so genannten „Medieninterview“, das nach dem

¹ Vgl. Schulte xx 227 IASL

lebensgeschichtlichen Interview geführt wurde (und in etwa der Frage folgte: „Erzählen Sie mir bitte, welche Rolle Medien im Verlauf ihres Lebens von früh an bis heute gespielt haben“; vgl. GARBE et al. 1999a, b), mit den klassischen Verfahren und Frageformen des biografisch-narrativen Interviews zu arbeiten. Und diese Entscheidung schien auch späterhin vor den mitunter eigentümlichen Folgen, die sie zeitigte, nicht zurückschrecken zu wollen: So wurde für eine zu Trainingszwecken herangezogene Interview-Situation, in der ein junger Mann darauf zu sprechen kam, welche Rolle der Fernseher in seiner Lebens- und Familiengeschichte spielt, Nachfragen dergestalt konzipiert, in welchem Zimmer der elterlichen Wohnung der Fernseher damals stand, was sich noch in dem Zimmer befand, wie die Dinge angeordnet waren, welche familiären Belang sie haben, ferner – dis sogar in der intensivierenden Methode der ‚geleiteten Erinnerung‘ – wie sich der räumliche Weg gestaltete, auf dem man in dieses Zimmer gelangte.

Jenseits dieser in eigenem Recht durchaus sinnvollen Fragestrategien – und gerade die Suche nach den familiendynamischen und transgenerationalen (Medien-)Handlungszusammenhänge habe ich damals selbst ausdrücklich angestoßen und unterstützt – waren jedoch zunächst keine Sondierungen der Medienerlebnisse des jungen Mannes vorgesehen, die man konkret anhand von bestimmten Texten, Filmen oder TV-Formaten, die ja durchaus genannt und rubriziert wurden, aber auch anhand von spezifischen Szenen und Figuren eines Mediennarrativs hätte aktualisieren und mit geeigneten narrativen Nachfrageformen ansprechen können. Rückblickend will mir scheinen, als sei damals in unserem Team eine namenlose, aber mächtige Scheu am Werk gewesen, die uns abzuhalten vermochte, gewissermaßen in den Fernseher des jungen Mannes hineinzusehen, während wir die innenarchitektonische Topografie von Gerät und Wohnung sowie die familiendynamische Position des Themas *Fernsehen* umkreisten. Wir schienen davor zurückzuschrecken, den Blick systematisch auf spezifische TV-Gehalte und deren subjektive Aufnahme durch die Person zu richten, vielleicht, weil wir das Gefühl obsiegte, dass sich dies in einer soziologischen bzw. biografiewissenschaftlichen Studie nicht schickt.

Ich persönlich stand dieser kuriosen Wendung der methodologischen Debatte zunächst recht hilflos gegenüber und konnte sie mir nur als institutionellen Reflex der Tatsache erklären, dass unser damaliges Team aus vier in der empirischen Forschung noch weitgehend unerfahrenen VertreterInnen der akademischen Germanistik bestand, eines Faches also, dass – wie alle Philologien – nach wie vor, ja: zunehmend wieder größte Hemmnisse der interdisziplinären Öffnung in Richtung der handlungstheoretischen und psychologischen Erkenntnisbereiche empfindet (WEILNBÖCK 2007a, b). Der Gedanke an etwaige Zusammenhänge zwischen der Welt der *textuell* vermittelten Erfahrungsphänomene einerseits und den sogenannt *außertextuellen*, also nicht-literarischen oder -medialen (Er-)Lebenswelten andererseits, die als in einem engeren Sinn

empirische gelten können, scheint die Philologien ängstlich zusammenzucken zu lassen. Diese obzwar unlegbar plausiblen, handlungstheoretisch zu fassenden Zusammenhänge ernsthaft mit einzubeziehen und in ihren sozio- und psycho-logischen Dynamiken systematisch zu befragen, geschweige denn forschungspraktisch zu operationalisieren, liegt ihnen fern.

Was unser damaliges Teams anbetrifft, war somit eine akute Blockierung entstanden, die letztlich, so scheint mir, von jener surreal anmutenden Spiegel-Trennwand zwischen Kunst/Medien und Leben ausgeht, somit in der makrologischen institutionellen Matrix der Geisteswissenschaften verankert ist und – traditionsbedingt, aber freilich immer auch selbstverschuldet – die akademischen Fächer von einander abschottete. Und als ob unser Team von LiteraturwissenschaftlerInnen diese schwere institutionelle Erbschaft in ihr – letztlich jedoch strukturidentisches – Gegenteil hätte wenden wollen, waren wir durch dieses Forschungsprojekt zwar auf dem Feld der empirischen Lebenswelten und Biografien von jungen Lesern und MediennutzerInnen angekommen, schienen aber auch auf dieser Seite jener Trennwand außerstande, uns tatsächlich der psychologischen Erschließung des phänomenalen Grenzbereichs zwischen Person und Text zu widmen, in anderen Worten: auch wieder den Weg zurück zu den textuellen Mediennarrativen im Auge zu behalten, die die empirischen Bewohner jener Lebenswelten doch so emphatisch in ihren mentalen – und auch interaktionalen – Handlungshorizont aufnehmen.

Jedoch: Es handelte sich offensichtlich keineswegs um ein rein binnen-philologisches Problem, und daraus bezieht diese Geschichte ihre bereichsübergreifende Bedeutung – auch für die Einschätzung des vorliegenden Handbuchs. Jörg BERGMANN stellte vor kurzem ausdrücklich fest, dass „von den qualitativen Methoden“ aus der empirischen Sozialforschung „keine umstandslos in die Medienforschung [...] übertragen werden kann“ (in AYAS & BERGMANN S.34), was spüren lässt, dass vielfach so verfahren wurde. Auch hatte unser Team Fallsupervision durch namhafte VertreterInnen der qualitativen Sozialforschung in Anspruch genommen, und diese Supervision vermochte es nicht, diesen doch eigentlich recht evidenten methodologischen (Irr-)Weg zu korrigiert. Im Gegenteil, sie hat ihn sogar zusätzlich befestigt, und es wurden weiterhin biografische und medienbiografische Interviews nach dem genannten Standardverfahren durchgeführt, so als ob der kleine, modale Unterschied, der zwischen den (Er-)Lebenswelten der ersten und zweiten Ordnung ja doch immerhin besteht und der gerade im Versuch der methodischen Operationalisierung sofort auffallen müsste, ganz und gar zu vernachlässigen wäre. Auf die Suchbewegung nach der mentalen Interaktion zwischen Mensch und Mediennarrativ, d.h. zwischen biografisch geprägten, psychodynamisch disponiert und gesellschaftlich situierten Individuen einerseits und medialen, aber interaktional und psychologisch strukturierten Texten

andererseits, schien es also auch in der qualitativen Sozialwissenschaft keine methodologische Antwort zu geben, und mehr noch: unser Team hat die Suchbewegung als solche, die freilich im Grunde eine sozialpsychologische ist, implizit delegitimiert und ausgegrenzt; jedenfalls konnte sie damals als – wie ich dachte – selbstverständliche und zentrale Dimension unserer Forschungsfrage keine Anerkennung finden.

Ob es auf dieses Scheitern bei der Aufgabe, (sozial-)psychologische Fragen der mentalen Mensch-Medium-Interaktion angemessen zu operationalisieren, zurückzuführen war, dass dieses DFG-Projekt nicht über die erste Förderphase hinaus fortgesetzt werden konnte, sei dahingestellt. Der notorische Transparenzmangel der Begutachtungsprozesse verbietet es, hierüber Spekulationen ins Kraut schießen zu lassen. Jedoch: Das eigentümliche – und beinahe unfreiwillig komische – Unterfangen, mit der/m InterviewpartnerIn, deren/ dessen mentale, (medien-) biografische Arbeit mit fiktionalen Mediennarrativen uns interessierte, eine geleitete Erinnerung in das Zimmer des medientechnischen Apparats zu initiieren und dabei jegliche systematische Vertiefung in das mediale Erleben eines spezifisch rezipierten Medieninhalts zu versäumen, rückt auf akzentuierte Weise eine besondere wissenschaftliche Herausforderung der qualitativen Medienforschung in den Blick: Wird es doch bei qualitativer Kultur- und Medienforschung, die einen hohen Relevanzanspruch für zeitgenössische Problemlösungsbedarfe stellt, letztlich darum gehen müssen, die akademisch gezogenen Grenze zwischen Text und Leben nicht nur einlinig zu überqueren, sondern sozusagen das Niemandsland dieser disziplinären Grenzzone infrastrukturell zu erschließen, was bedeutet, es für einen wechselseitigen theoretisch-methodologischen Austausch in beiden Richtungen begehbar zu machen und eine geeignete Verfahrensentwicklung zu betreiben. Nicht nur das Leben, sondern gleichzeitig auch die Kunst und die Medien – und zwar in ihren mentalen und sozialisatorischen Wirkungen auf den Verlauf von individuellen Biografien – erforschen zu wollen, stellt eine doppelt komplexe Herausforderung dar; sie wird durch die Erblast der traditionellen Disziplinentrennung der akademischen Fächer und der damit verbundenen Theorie- und Verfahrensgewohnheiten zusätzlich erschwert.

Sich dieser Herausforderung mit Aussicht auf Erfolg zu stellen, impliziert, dass die Grenze bzw. der modale Unterschied zwischen *facts and fiction* zum einen nicht ignoriert oder nivelliert wird, was Sozialforschung dann täte, wenn sie Medieninteraktion so behandelte, als wäre sie nur eine unter anderen Varianten von sozialer Handlung. Dies impliziert zum anderen aber auch, dass dieser modale Unterschied nicht überschätzt und als unüberwindlicher ontologischer Graben dramatisiert wird, während gleichzeitig mit dessen je anderer Seite – als dem geheimnisvollen Jenseits eines surrealen Trennspiegels – kokettiert wird, wie die Philologien dies nicht selten tun, wenn sie auf den *ästhetischen Eigenwert* der Kunst und die *Autonomie des Textes* insistieren. Denn

dabei werden die Belange des menschlichen Handelns mit Texten nicht selten für zwar unbestreitbar existent aber letztlich unerforschlich erachtet (WEILNBÖCK 2006a, 2007b).

Unser damaliges Team von GermanistInnen vermochte es zwar, den Sprung durch jene surreale Spiegelwand zu tun und die andere Welt – die der außerliterarischen/-medialen, empirischen Subjekte und Biografien – zu betreten. Aber die Aufgabe, beide Handlungswelten in gleichermaßen einlässlicher, psychologisch sensibilisierter Weise in einen integralen Forschungsansatz zusammenzuführen, wurde nicht einmal als Desiderat erkannt, geschweige denn als methodologische Herausforderung eingeräumt. Und darin schlug sich m.E. neben den habituellen Trennlinien auch ein ganz spezifischer Abgrenzungsvektor nieder, der übergreifend in sehr vielen der angestammten akademischen Disziplinen wirksam zu sein schien. Denn sowohl die Geisteswissenschaften als auch die Sozialwissenschaften haben größte Schwierigkeiten damit, die Tatsache in Rechnung zu stellen, dass Texte und Medieninhalte, noch während sie auf Papier gedruckt bzw. medial materialisiert sind, gleichzeitig immer auch als *mentale* Aktualisierungen in *menschlichen Psychen* vorliegen. Dass die eine Dimension ohne die andere eigentlich nicht sinnvoll bearbeitet werden kann und dass erklärende Befunde zu deren Zusammenhang ohne den Zugriff auf *psychologische* Wissensressourcen nicht zu erlangen sein werden, dies zu erkennen und dann auch umzusetzen, scheint den Geistes- und Sozialwissenschaften gleichermaßen schwer zu fallen. Dabei ist doch spätestens in heutiger Zeit – aber eigentlich seit der Entstehung publizistischer, öffentlich zugänglicher Medien im 18en Jahrhundert – mit Lothar MIKOS zu sagen: „Die Alternative Medienrezeption oder Alltagsleben als Gegenstand der Forschung stellt sich so nicht mehr. Denn Medienrezeption ist Teil des Alltagslebens“ (S.90). Die Alternative ‚hermeneutische Textinterpretation versus qualitativ-empirische Forschung‘ ist genauso wenig tauglich und akzeptabel, und nicht erst seit dem Anbruch des Medienzeitalters. Vielmehr sind „Alltagsleben“ und biografische Verläufe zum einen, „Medienrezeption“, respektive mentalen Medieninteraktion zum zweiten und die literarischen und medialen Narrative zum dritten drei essenzielle Gegenstandsbereiche eines integralen, handlungstheoretischen, interdisziplinären und multimethodischen Zugangs der qualitativen Medien- und Kulturwissenschaft.

xxx 2. Theoretische Hintergründe der qualitativen Medienforschung

Eventuell stellt die Aufgabe, jene surreal-spiegelnde Trennwand zwischen Textwelten und Lebenswelten gangbar zu machen – sie sozusagen wissenschaftlich zu ent-surrealisieren –, die größte Herausforderung aber auch Chance der *qualitativen Medienforschung* dar. Wie niemand sonst nämlich befindet sich dieses noch junge Forschungsfeld mitten im Überschneidungsbereich

zwischen den philologischen Textwissenschaften und den empirischen Handlungswissenschaften; und nirgends sonst kommen sich die im Grunde so ähnlichen und im Moment einander doch noch so wenig willkommenen Arbeitsbereiche von Texthermeneutik und Handlungsrekonstruktion so nahe.

Umso begrüßenswerter ist, dass sich die qualitative Medienforschung, die schon geraume Zeit virulent ist, im vorliegenden Handbuch auf beeindruckende Weise im deutschsprachigen Bereich konstituiert und den Bestand an Theorien, Gegenständen, Methoden und Verfahrensweisen sichtet. Dieser Konstitutionsakt folgt auch einer institutionellen Notwendigkeit, denn qualitative Verfahren haben inzwischen in den sozialwissenschaftlichen und psychologischen Fächern eine gewisse, aber keineswegs gesicherte Prominenz erlangt, konnten sich aber bisher „in der traditionellen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ oder in den „weitgehend [...] theoretisch definierten Medienwissenschaften“ kaum etablieren (MIKOS & WEGENER S.10). Institutionelle Inspirationsquelle hierbei war jenes „Sammelbecken für qualitative Medienforscher“, das die Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur in Bielefeld bot.

Als übergreifendes Ziel dieses Arbeitsbereiches kann es gelten, die lebensweltliche Einbindung von Prozessen der Mediennutzung im Sinne der „dichten Beschreibung“ und „struktur-funktionalen Analyse“ nachzuvollziehen, d.h. eine Analyse anzustrengen, die komplexe psychosoziale Phänomene zu erfassen vermag und dabei auch mit eventuellen „Inkonsistenzen“ von individuellen Medienpraktiken rechnet (ebd. S.14); und freilich – dies kann vorweggenommen werden – würde eine präzise Bestimmung von operationalisierbaren Kriterien für „Inkonsistenz“ in praxi einen gesteigerten Theorie- und Methodenbedarf erzeugen, der eigentlich nur mithilfe von narratologischen und psychodynamischen Wissensressourcen einzulösen sein wird (JESCH, RICHTER & STEIN 2006). In gut qualitativer Tradition ist hier nicht die Bestimmung von mutmaßlichen textuellen Bedeutungen eines Medienprodukts das Forschungsziel, sondern die Rekonstruktion der Art und Weise, wie Inhalt und formale Gestaltung des Produkts mit den mentalen und biografischen Dispositionen von empirischen NutzerInnen in Wechselwirkung treten; wobei diese Dispositionen allerdings mit dem Begriff des „Wissen“ häufig immer noch zu kognitionslastig bezeichnet werden (ebd. S.15). Um „Medienverhalten und den Umgang mit Medien [in] seiner ganzen Komplexität zu erfassen“ (ebd. S.11), hat man sich „nicht nur am strukturalistischen [sondern auch] am ethnomethodologischen und interaktionistischen Paradigma“ zu orientieren (ebd. 13).

Dabei entwirft der Band (1) die bisher verfügbaren theoretischen Hintergründe, handelt (2) über Fragen von Konzeption, Planung und Forschungsdesign, (3) über verschiedene

Erhebungsmethoden und (4) Verfahren der Dokumentation von qualitativen Daten sowie (5) über Auswertungsmethoden und letztlich (6) über Fragen der Validierung und Präsentation der Ergebnisse.

Der theoretische Hintergrund wird in 13 Beiträge zu verschiedenen Stichworten umrissen. Deren erstes, den *epistemologische Standort* der qualitativen Medienforschung betreffend, platziert Uwe FLICK im Horizont der konstruktivistischen Theorietraditionen, die, seit Jean PIAGET von einem problematisierten Wirklichkeitsverständnis ausgehend, die aktive Konstruktionsleistung des wahrnehmenden und handelnden Subjekts unterstreichen. Tatsachen und definitive Bedeutungen an sich gibt es im sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich nicht; darstellbar sind lediglich individuelle, subjektive Zugänge und persönliche Interpretationen. Menschliches Denken und Bewusstsein – auch das über Medien – besteht also aus mentalen Konstruktionen, die sich „im Grad der Strukturierung und Idealisierung“ unterscheiden (S.22) und jedenfalls nicht nach Gesichtspunkten der Wahrheit, sondern nach ihrer Viabilität beurteilt werden können, d.h. nach der Frage, inwieweit dieses individuell konstruierte Wissen seinem Subjekt dazu verhilft, „sich in der Welt zurechtzufinden und in ihr zu handeln“ (ebd.). In *Stichwort: Medien* resümiert Ralf VOLLBRECHT verschieden Medienbegriffe, z.B. den der kritischen Theorie oder der Systemtheorie, und verweist darauf, dass Gerhard MALETZKEs Begriff des Massenmediums und der Massenkommunikation, die als öffentliche, indirekte, einseitige und technisch gestützte Kommunikation mit einem dispersen Publikum definiert wird, derjenige Medienbegriff ist, der am weitesten etabliert und für die empirische Arbeit zunächst am meisten geeignet scheint, auch wenn die Semantik der „Masse“ ein allzu unstrukturiertes Publikum suggeriert, woraus auch eine unvermerkte theoretische Reibungsfläche mit dem Konzept der definitionsgemäß individuellen, mentalen Konstruktion entsteht.

Friedrich KROTZ unternimmt Klärungen im Feld der durchaus heterogenen *Handlungstheorien* und trifft die hilfreiche Unterscheidung zwischen „quantitativ und qualitativ konnotierten“ Ansätzen, denn erstere legen im Grunde ein Black-Box-Modell des Menschen zugrunde und tendieren – ähnlich wie die Philologien – dazu, mentale Prozesse des Verstehens und der antizipativen Wirkungsabsicht als „unerforschbar [zu] ignorieren“ (S.41). Die qualitativ konnotierten Handlungstheorien hingegen beziehen sich auf verschiedene Traditionen der verstehenden Soziologie: den symbolischen Interaktionismus von George H. MEAD, aus dem heraus auch der Begriff der „parasozialen Interaktion“ mit medialen Anderen hervorgegangen ist (S.44); die phänomenologischen und hermeneutischen Ansätze, die Cultural Studies Bewegung, die strukturelle Anthropologie, die (Kultur-) Psychoanalyse in der Tradition von Alfreds LORENZERs Begriffen des szenischen Handelns, der Symbolisierung und der sinnlichen bzw.

sprachlichen Interaktionsformen (HECHLER 2005, S.136-156). Gemeinsam ist diesen Ansätzen das Grundverständnis, dass das zu Rekonstruierende die mit subjektiven Bedeutungen und Intentionen unterlegten Handlungen von kulturell und gesellschaftlich geprägten Individuen in sozialen Kontexten sind.

Inwiefern jedoch selbst die qualitativ konnotierten Ansätze der Notwendigkeit Rechnung tragen, diese Individuen auch als in spezifischer Weise mental und psychodynamisch disponierte Subjekte zu begreifen und systematisch als solche zu modellieren, bleibt hier allerdings ungewiss. Es wäre zu überlegen, ob die wichtige und treffliche Unterscheidung zwischen „quantitativ und qualitativ konnotierten“ Ansätzen sich nicht auch als Differenz zwischen psychologisch anschlussfähigen und eher psychologie-fernen, sachlich-thematisch und sprachlich-textuell orientierten Ansätzen weiterhin schärfen ließe.

WINTER führt den Bereich der *Cultural Studies* näher aus, die einem hegemonie- und machtstruktur-analytischen Impetus und einem auch politischen Verständnis des Interventionismus verpflichtet ist – und der sich heute trefflich durch die *post-colonial studies* oder *visual culture studies* ergänzen ließe. HEPP skizziert das den Cultural Studies verpflichtete Konzept der *Medienaneignung*, das den Prozess des Dekodierens durch informelle Interpretationsgemeinschaften akzentuiert, eine Handlungsform, in der eine eigen-, ja sogar widerständige „Domestizierung“ des Medienprodukts durch Individuen und Gruppen im transkulturellen, postkolonialen Raum gelingen kann. Die in diesem Theoriefeld zunehmend gesuchte Hinwendung zu einer „neuen Ethnografie“ stellt immerhin in Aussicht, dass die methodisch wenig belastungsfähig scheinenden Interpretationsverfahren der – mehr oder weniger ideologiekritischen, also zwangsläufig immer auch meinungshaft geleiteten – *Dekonstruktion* in Zukunft durch solche der verfahrensgestützten *Rekonstruktion* und Konversationsanalyse empirisch geerdet werden (HEPP S.72 und WINTER S.50).

In nicht unähnlicher Weise unterstreicht der Beitrag zur *Medienökologie* die kontextuell-lebensweltliche Sicht auf Medienrezeption, deren Kontextvariablen sich als Makrosystem bzw. als Mikro-, Meso- und Exosystem kartografisieren lassen (Sonja GANGUIN & Uwe SANDER). Als spezifische Forschungsbereiche werden „Medieneffekte“, „Mediengeschichte“ und „Medienethik“ genannt. Wenn das spezifische Profil des medienökologischen Ansatzes gegenüber einigen anderen Theoriebeiträgen und der Systematisierungsgewinn, der durch diese Auswahl von Stichworten erzielt wird, ein wenig vage bleiben, dann spiegelt sich hierin eine allgemeine Problematik wieder, durch die Theorieüberblicke gekennzeichnet sind, deren einzelne Beiträge eine relativ große Nähe zueinander aufweisen.

Umso mehr hätte sich generell eine komprimierte Konzeption angeboten. Auch Lothar MIKOS' Theorie der Wechselbeziehung von *Alltag und Mediatisierung* und, inhaltlich vergleichbar, Ben BACHMAIRS Perspektive der *Mediensozialisation im Alltag* weisen eine große konzeptuelle Ähnlichkeit zueinander und zum Gesamt der theoretischen Beiträge auf. Freilich kann man den funktionalen Zusammenhang zwischen lebens- und medienweltlichen Sphären gar nicht oft genug beschwören, angesichts der vielfältigen Interdisziplinarisierungs-Blockierungen, die in den angestammten akademischen Fächern wirksam sind und die zielführende Synopse dieser beiden Gegenstandsbereiche verhindern. Und so insistiert MIKOS, dass die individuelle Auseinandersetzung mit Medienwelten vielfach auch mittels der ästhetisch und affektiv organisierten „Schemata des Alltagsbewusstseins“ erfolgt und dass auch andersherum die Medienwelten das praktische, implizite Wissen des mit Bourdieu verstandenen Habitus von Einzelnen und Gruppen prägt, indem Medienerlebnisse auf die persönliche Lebens- und Beziehungsgestaltung von Individuen zurückwirken (S.84ff).

Der Zusammenhang von Text- und Lebenswelten sollte jedoch nicht nur vielfach propagiert und – manchmal etwas redundant – beschworen werden, man muss ihn auch wissenschaftlich einlösen; und dabei wird man – dies sei vorausgeschickt – nicht so weitgehend auf die systematische Zusammenarbeit mit psychologischen Ressourcen verzichten können, wie das Handbuch und das Forschungsfeld insgesamt dies tut. Umso nachdrücklicher ist auf die strukturanalytische *Rezeptionsforschung* (NEUMANN-BRAUN) hinzuweisen. Denn einzig hier lassen sich immerhin ansatzweise einige Konzeptionsversuche für psychologische Differenzialkriterien finden. Ziel dieses Ansatzes sind „einerseits Fallrekonstruktionen“ und „andererseits Strukturexplicationen“ von Medienrezeption (S.58ff.). In Kritik des kausalmomologischen Modells der traditionellen Medienwirkungsforschung richtet sich der mikroskopische Blick nicht nur auf die „äußeren“, sondern eben auch auf die „inneren Rahmenbedingungen“ der Medieninteraktion und verfolgt die psychologisch verstandene Frage, wie empirische RezipientInnen die „Beschäftigung mit Medienangeboten für ihre Lebensbewältigung und Identitätsbehauptung im Alltag“ nutzen (S. 58).

Dabei sollen – zumindest dem Anspruch nach – nicht nur thematisch bezeichnete Medienvorlieben oder evidente sachliche Korrespondenzen mit Lebensthemen, sondern auch „sozial-, entwicklungs- und tiefenpsychologisch“ gefasste Aspekte der spezifischen „Bedürfnisstruktur“ der MediennutzerInnen mit einbezogen werden (S. 60). Zwar wird die Dimension der „affektiven Beziehungsgestaltung“ zunächst lediglich im Bezug auf die Mitmenschen im Umfeld der Medienrezeption einer Person verstanden, so dass sich der theoretische Begriff von „Beziehung“ nicht auch schon auf die „parasoziale Interaktion mit einem

medialen Anderen“ erstreckt (S.60ff.). Die Frage nach der innerpsychischen Interaktion mit Medieninhalten und -formen scheint jedoch wenigstens implizit Teil der Agenda zu sein und wird als assimilative oder akkomodative Aufnahme sowie als „intrakommunikative Medienaneignung“ angesprochen (S.62). Und das Plädoyer von Michael CHARLTON, der hier nicht direkt mitwirkte, sich aber an anderem Ort für eine „forciert interdisziplinäre Rezeptionsforschung“ ausgesprochen hat, wird ausdrücklich bekräftigt (S.64). War CHARLTON es doch, der mit Verweis auf das der britischen Sprachpsychologie entnommene Modell des *Dialogismus* eine günstige Möglichkeit aufgewiesen hatte, die Person-Medien-Interaktion in hilfreicher Weise theoretisch zu modellieren, indem er „die zahlreichen strukturell relevanten Gemeinsamkeiten“ zwischen lebensweltlichen „Alltagsdialogen“ von MediennutzerInnen und deren „inneren Dialogen mit Medienaussagen“ bzw. der „Kommunikation des Rezipienten mit dem Medium“ unterstrich (1993, S.11f.).

Indem NEUMANN-BRAUN immerhin ansatzweise einige grundlegende psychologische Kategorien für die Unterscheidung von verschiedenen Formen und Mechanismen des psychischen Medienerlebens eruieren, ist immerhin trefflich daran erinnert, dass es gerade in der *medienpädagogischen* Konsequenz darum zu tun ist, verschiedene Vollzugsqualitäten des mediengestützten psychischen Arbeitens von sich sozialisierenden Kindern und Jugendlichen zu differenzieren. Dies hat Seltenheitswert, denn häufig wird diesbezüglich lediglich etwas pauschal und unterkomplex – und oft rein umgangssprachlich – von der *Aufnahme* und der *Aneignung* eines Medienprodukts gesprochen, mitunter auch von der *Konfrontation* mit ihm; (das Wort von der *Identifikation* der RezipientInnen mit den ProtagonistInnen eines fiktionalen Geschehens ist wohl über die Zeit dermaßen strapaziert worden, dass es sich heute dankenswerter Weise weniger häufig findet). Und verschiedentlich tauchen Begriffe des *Lebensthemas* oder des *Coping-Mechanismus* auf, die zumeist auf isolierte Inhaltsaspekte eines Narrativs Bezug nehmen.

Jedoch NEUMANN-BRAUNs Anmerkungen dahingehend, die immerhin einen klaren Willen zur Systematisierung erkennen lassen, beschränken sich auf ältere, bereits vielfach herangezogene dichotomische Begriffsunterscheidungen wie z.B. die der *assimilativen* und *akkomodativen* Wahrnehmungsprozesse nach Jean PIAGET oder auch die zwischen dem *illusiven* und *inlusiven* Modus der Medienrezeption, wobei mit *illusiv* der „ergriffene Mitvollzug“ des Narrativs gemeint ist, und mit *inlusiv* ein „distanziertes Miterleben“ (S.61). Die unvermerkte Hilflosigkeit jedoch, die hinsichtlich der Konzeption von spezifischen mentalen Modi und Mechanismen des Medienerlebens durchgängig besteht, kommt vielleicht am prägnantesten in einem – ebenfalls deduktiv-dichotomischen, wenngleich eventuell nicht ernsthaft systematischen, sondern metaphorischen – Konzeptionsvorschlag zum Vorschein, der zudem begriffsgeschichtlich am denkbar weitesten zurückgreift: BACHMAIR nämlich nimmt Aristoteles' Paradigmen des

mimetisch-abbildenden und des *poetisch-gestaltenden* Weltbezugs auf und bezieht sie auf den Übergang von den Prägemodellen (der frühen Sozialisationstheorien) zu konstruktivistischen Modellen des „produktiv-realitätsverarbeitenden Subjekts“ (S.153) bzw. der „Entfaltung des Individuums“ (S.98).

Die Frage, anhand welcher Kategorien und Kriterien die psychoaffektiven Prozesse der Medieninteraktion einer Person, d.h. ihres mentalen, biografischen Arbeitens mit Medien- und Welterleben, genauer zu bestimmen wären, kann in diesen Abstraktionshöhen und mit solchermaßen unspezifischen Konzepten freilich nicht geklärt werden. Es scheint hier also in der qualitativen Forschung beinahe noch genauso viel Weg zurückzulegen zu sein, wie in den Philologien. Denn obwohl die Geisteswissenschaften nach wie vor eine notorisch anti-handlungstheoretische, mithin wenig günstig disponierte Position einnehmen, wird in vereinzelt avancierten Einführungen zur literarischen Erzähltheorie immerhin daran erinnert, dass es auch andere – soziolinguistische, kognitionspsychologische, anthropologische, historiografische – Handlungsmodelle des Erzählens gibt (die dann aber auf den Stand der Modellbildung der Siebziger- und Achtzigerjahre zitiert werden) (MARTINEZ & SCHEFFEL 1999). Als Nennung von isolierten akademischen Disziplinen wird freilich auch hier das uneingelöste Desiderat der interdisziplinären Überwindung jener surrealen Spiegel-Trennwand zwischen der Modellierung und Erforschung von Text- und Lebenswelt sichtbar, wobei die Bruchlinie in MARTINEZ & SCHEFFELs obigem wissenschaftsgeschichtlichem Panorama präzise zwischen den soziolinguistischen und kognitionspsychologischen Ansätzen einerseits und den anthropologischen und historiografischen andererseits zu ziehen wäre. Die Erforschung von literarischer und medialer Interaktion als integraler Gegenstandsbereich wird also einer weiter gehenden Zusammenführung der text- und handlungsanalytischen Arbeitsweisen bedürfen.

xxx 3. Einige Probleme und Risiken der gegenwärtigen Theoriebildung und Methodologie anhand von Beispielen der Forschung

Die Notwendigkeit einer engeren konzeptuellen Zusammenarbeit der qualitativen Forschung mit verschiedenen Feldern der Psychologie wird gerade auch dort deutlich, wo sie immerhin ansatzweise, wenngleich letztlich zu zaghaft und skrupulös versucht wird. Dies betrifft z.B. auch den in dieser Hinsicht überaus aussichtsreichen *medienbiographischen Ansatz*, der sich, vertreten durch Ekkehard SANDER & Andreas LANGE, dem Vorsatz verpflichtet, die „unbewussten ästhetischen, emotionalen sowie kognitiven Qualitäten“ der Medienerfahrung nicht zu übergehen und sie – auch in ihrer „Mehrgenerationenperspektive auf Medienbiografie“ – rekonstruktiv zu

erschließen (S.118). Auch BACHMAIRs ähnlicher *mediensozialisatorischer* Zugang spricht wiederholt von der „Mensch-Medien-Beziehung“ und stellt diese – zumeist jedoch in einem eher programmatischen Gestus – in einen implizit psychologischen Horizont, der auch die „Innenwelt der Gefühle, Träume, Körperempfindungen, Erfahrungen und Lebensziele“ mit einschließen möchte (BACHMAIR S.98f.).

Dabei gehen alle der letztthin genannten Autoren gleichermaßen davon aus, dass Sozialisation die Doppelfunktion von „Reproduktion der Gesellschaft und Aufbau der Persönlichkeit“ erfüllt und dass diese persönlichkeitsbildende Funktionen heutzutage zunehmend im vielfältigen Medienverbund erfüllt werden. Der methodologischen Absicht gemäß, die einseitige Fixierung der älteren Forschung auf die Medienprodukt-Analyse, die zudem zumeist entweder rein deskriptiv oder ideologiekritisch verblieb, durch die Hinwendung zur aktiv-rezipierenden Person zu überwinden, versuchen sowohl die *medienbiografische* als auch die *mediensozialisatorische Forschung* „Medienereignisgeschichten“ von Menschen nachzuvollziehen (S.115ff.). Und dabei soll der „Vermittlungszusammenhang von Medien, subjektiver Innenwelt und sozialer, kultureller und dinglicher Außenwelt“ (BACHMAIR S.98f.) in Weisen untersucht werden, die gleichermaßen Medienprodukte und -themen, subjektive Medienerlebnisse, Nutzungssituationen und deren soziale Kontexte mit jeweils verschiedenen methodischen Mitteln in den Blick nehmen.

Zur Gretchenfrage der operationalen Einlösung dieses sehr eindringlich propagierten „Vermittlungszusammenhangs“ von psycho-sozio-kulturell verstandenem Medienhandeln wird man zwar nicht sagen müssen, dass die qualitative Medienforschung etwa gänzlich auf psychologische Konzepte verzichtet würde. Im Gegenteil, an manchen, wenngleich eher vereinzelt Orten, etwas in der *strukturanalytischen Rezeptionsforschung* (vgl. NEUMANN-BRAUN) sowie in Teilen der *medienbiografischen Forschung*, wird mitunter durchaus versucht, auch psychologische Aspekte wie z.B. familiendynamische und ansatzweise auch transgenerationale Interaktionszusammenhänge anzusprechen. Nur steht angesichts der ersten Arbeitsproben zu befürchten, dass die zarten interdisziplinären Querbezüge zu zögerlich und halbherzig gebildet und mitunter auch hinterrücks wieder revidiert werden, so dass sich die althergebrachten, institutionell bedingten Verfahrensgewohnheiten der Spaltung von deskriptiven Text- und psychologischen Lebenswelt letztlich nur umso stärker wieder durchzusetzen vermögen.

Diese – institutions-dynamisch und forschungsgeschichtlich bedingte – Problemlage will ich in den beiden anschließenden Unterkapitel an je einem der im Handbuch genannten Beispiele aus diesem Forschungsfeld ausführlicher veranschaulichen: SANDER & LANGE verweisen unter anderem auf einen Aufsatzbeitrag von SCHULTE BERGE, SCHOETT & GARBE, der zwei *medienbiografische* Fallstudien skizziert; und an anderer Stelle des Handbuchs erfährt die ebenfalls

als *medienbiografisches* Projekt verstandene Studie von Elisabeth PROMMER unter dem methodologischen Aspekt der *Codierung* eine umfängliche Darstellung. PROMMERs Studie sondiert die Thematik „Kinobesuch im Lebenslauf“ in einem groß angelegten Vergleich einer ost- und westdeutschen Großstadt. SCHULTE BERGE et al. geben zwei „Fallbeispiele zum Erwerb von Medienkompetenz in der Familie“ (SANDER & LANGE, S.129f.). Dabei soll für zwei 17-jährige Jugendliche das „Zusammenspiel des kulturellen Milieus sowie der normativen Einstellungen der Eltern zu bestimmten Medien mit Erziehungspraktiken und Interaktionsstrukturen zwischen Erwachsenen und Kindern“ ermittelt werden, wie auch die „biographische Verarbeitung beider Dimensionen“ (S.256). Wie dies bei (medien)biografischen Fragen naturgemäß der Fall ist, so sind auch durch diese beiden Studien psychologische und medieninteraktions-psychologische Fragestellungen berührt.

xxx 3.1 Zweite berufsbiografische Notiz meinerseits – zum Verhältnis von Medienbiografie-Forschung und (Medien-)Psychologie

Anhand der letztgenannten Studie liegt es für mich nahe, die Frage der methodologischen und insbesondere der *psychologischen* Einlösung jenes – immer auch als subjektiv und bewusstseinsfern zu begreifenden – „Vermittlungszusammenhangs“ von „Medien“ mit einer weiteren berufsbiografischen Notiz meinerseits zu unterlegen. Denn an jenem hier von SCHULTE BERGE et al. vertretenen medienbiografischen Forschungsprojekt der DFG war ich selbst direkt beteiligt; hiervon war eingangs bereits implizit die Rede, als das grundsätzliche methodologische Problem von Forschungsvorhaben diskutiert wurde, die sich vorsetzen, jenes surreal anmutende, institutionshistorisch bedingte Artefakt zu überwinden, das ich behelfsmäßig eine epistemologische Spiegel-Trennwand zwischen Lebens- und Medienwelten nannte – und das mir viel mit einer fächerübergreifenden Abwehrhaltung gegenüber den psychologischen, mehr noch: psychodynamischen Wissensressourcen zu tun zu haben scheint.

In exemplarischer Weise auf dieses DFG-Projekt und einige Beobachtungen über seine konzeptionsgeschichtliche Verlaufsdynamik zurückzukommen, mag somit in günstiger Weise veranschaulichen helfen, wie sich jene komplizierte und sich manchmal mit einiger Drastik auswirkende Abwehrhaltung gegenüber psychologischen Konzepten in methodologischer und organisationsdynamischer sowie forschungspolitischer Hinsicht konkret niederschlagen kann – und was es also zu gewärtigen gilt, wenn von dem unvermerkt schwierigen Verhältnis zwischen (Medien-)Biografie-Forschung und Psychologie mit hinreichendem Problembewusstsein die Rede sein soll.

Von mehr als nur anekdotischer Bedeutung nämlich scheint mir rückblickend die projektgeschichtliche Tatsache gewesen zu sein, dass meine Person dort nicht nur dasjenige Teammitglied darstellte, das die entwicklungs- und tiefenpsychologischen, familien-dynamischen sowie psychotraumatologischen Aspekte erst eigentlich eingebracht und vertreten hat, sondern auch dasjenige Mitglied, das sich im Wesentlichen wegen und infolge dieser psychologisch orientierten Impulse letztlich gezwungen sah, die Arbeitsgruppe im unlösbaren Konflikt zu verlassen. Was demgegenüber – in der zweiten Phase dieses komplexen, institutions-dynamischen Ablaufmusters – zunächst durchaus versöhnlich und hoffnungsvoll stimmt, ist der Sachverhalt, dass nach meinem vorzeitigen Weggang aus dem Projekt einige jener von mir angemahnten Aspekte – leider aber nicht auch deren zentralster Punkt, die medieninteraktions-psychologische Dimension – eine genauso plötzliche wie reibungslose, ja beinahe überschießende Aufnahme gefunden zu haben schienen und zu guter Letzt im hier vorliegenden Handbuch die ihnen gebührende Aufmerksamkeit erfahren konnten. Über die immensen wissenschaftlichen Einbußen jedoch, die bei solchermaßen explosiven – eigentlich an religiöse Exorzismen gemahnenden – Abläufen einer *gestisch-dynamisch ausagierten* Konzeptions- und Theoriebildung zwangsläufig eingegangen werden, wird weiter unten noch en detail zu sprechen sein.

Zunächst nämlich scheint mir wichtig, die übergreifende, strukturelle Valenz von dergleichen Begebenheiten zu unterstreichen: Denn einmal mehr kann angesichts dieses zwar kurios anmutenden, aber aus der Organisationspsychologie und Gruppenanalyse gut bekannten Ablaufmusters von Sündenbockbildung und Abspaltung festgestellt werden, dass und wie gerade bei interdisziplinär ambitionierter Forschungsarbeit, zumal wenn auch (tiefen-)psychologische Frageaspekte berührt werden, brisante institutionelle, habituelle und fach- sowie theorie-geschichtliche Konfliktlinien berührt werden und wie rasch dies – bei ungünstigen Rahmenbedingungen und prekären Leitungsstrukturen – dazu führen kann, dass diese Konfliktlinien sich auf die Arbeitsvollzüge von Projektteams übertragen und dort in Form von heftigen gruppen- und institutionsdynamischen Verwerfungen ausagiert werden. Die Sprengkraft, die dem Psychologischen als solchem im wissenschaftspolitischen Gefüge des von Georges DEVEREUX formulierten Prinzips *Angst und Methode* innewohnt (1973), darf nicht unterschätzt werden und wäre gewiss einer systematischen Erforschung in eigenem Recht würdig.

Für Kontexte der akademischen Philologien bzw. Geisteswissenschaften ist nun festzustellen, dass diese *Angst vor und Methode* gegen das Psychologische und insbesondere gegen die tiefen-, familien- und jüngeren entwicklungspsychologischen Modelle besonders stark ausgebildet sind. Wie oben bereits angemerkt: Wo Geistes- und Kulturwissenschaftler nach gängiger institutioneller Sozialisation beteiligt sind, wird der mutmaßlich unüberbrückbar anmutende, die *Autonomie der*

hohen Kunst währende Graben zwischen text- und handlungstheoretischen Herangehensweisen immer eine hauptsächliche Konfliktlinie darstellen, was sich naturgemäß insbesondere in starken Abwehrimpulsen gegen die psychologischen Aspekte von textuellen und medialen Gegenständen niederschlägt. Und dies mag in gegenwärtiger Zeit, die von manchen etwas ungenau als Periode der so genannten Rephilologisierung und Re-Traditionalisierung der Geisteswissenschaften beschrieben wird (ERHART 2004) und die also von einer allgemeinen Bewegung der Abkehr von jener ersten Welle der avancierten theoretischen, interdisziplinären Erweiterungsversuche in den Siebziger- und Achtzigerjahren gekennzeichnet ist, vielfach auch auf solche Bereiche und Personen zutreffen, die dem Psychologischen noch vor kurzem in mancher biografischen und wissenschaftlichen Hinsicht durchaus nicht fern standen. Umso weniger überraschend ist die Tatsache, dass unser damaliges Team, das aus GermanistInnen bestand, die eigentlich evidente Relevanz, die (tiefen-)psychologische Ressourcen für eine zeitgemäße Medienbiografie-Forschung und konkret für die Analyse von Medieninteraktions-Erlebnissen haben, zunächst radikal aufkündigen und ausgrenzen musste, bevor es sie dann, in Teilen wenigstens und mit spezifischen Einschränkungen, wieder hereinnehmen konnte. Die Irrationalität und Affektivität, in der sich dergleichen (projektiv-identifikatorische) Team-Prozesse mitunter vollziehen, zeugen – jenseits der jeweiligen lokalen Faktoren – immer auch von der Brisanz der ihnen zugrundeliegenden, wissenschaftsgeschichtlich tradierten Konflikt- und Bruchlinien des interdisziplinären humanwissenschaftlichen Arbeitens.

Jedoch, und hier kommt neuerlich die übergreifende Relevanz dieser ansonsten eher anekdotischen und belanglosen Begebenheit ins Spiel: Auch die Medien(biografie)forschung, die sicherlich nicht als Philologie zu verstehen sein wird (sich aber zum nicht geringen Teil personell aus ihr rekrutiert), und eventuell sogar die von ihr herangezogene qualitative Sozialforschung scheinen zur Psychologie, genauer: zur jüngeren Tiefen- und Entwicklungspsychologie sowie Psychodynamik oder auch zur neueren (zumal zunehmend auch neurophysiologisch abgesicherten) Psychoanalyse ein keineswegs unvoreingenommenes Verhältnis zu haben.

Im Allgemeinen kann dies bereits im Blick auf das hier vorliegende Handbuch festgestellt werden, und zwar insbesondere an der oben bereits monierten Abwesenheit eines hinreichend systematischen und aktualisierten Psychologiebezugs. Im Speziellen lässt sich dies aber auch anhand der Ergebnisse von medienbiografischen Studien wie z.B. der von SCHULTE BERGE et al., aber auch anderer, deutlich machen, wenn man sie genauer besieht, als das eher emphatisch-programmatische Resümee von SANDER & LANGE im Handbuch dies erlaubt. Denn die in diesem Aufsatz vorgelegten Fallskizzen enthalten zwar durchaus eindruckliche Darstellungen von mitunter dramatischen Familiendynamiken, die durch chronifizierte und zuweilen gewaltförmige

Eltern-Kind-Konflikte gekennzeichnet sind. Spezifische Medienerfahrungen und die mentale Wahrnehmungs- und Psychodynamik der durch sie geleisteten *biografischen Arbeit* sensu ROSENTHAL (1995, 2002), ROSENTHAL & FISCHER-ROSENTHAL (1997) oder LUCIUS-HOENE & DEPPERMAN (2002), die davon ausgehen, dass die *biografische Arbeit* eines Subjekts einen es ständig mental begleitenden entwicklungspsychologischen Prozess der Identitätsbildung darstellt, spielen hierbei jedoch keine Rolle.

So z.B. konzentriert sich für einen der beiden jungen Männer und Sohn einer Anti-TV-Familie der Befund im Wesentlichen darauf, dass er sich mit Erreichen der Volljährigkeit in einer aktiven Geste der Abgrenzung einen eigenen Fernseher kauft und sich dann „bevorzugt solche Sendungen ansieht, vor denen seine Mutter glaubte, ihn schützen zu müssen“ (S.258). Als ob die Hinwendung zur biografischen und familiendynamischen Dimension mit dem Absehen von allen spezifisch medialen und medieninteraktions-psychologischen Aspekten entgolten werden müsste, wird hier „Medienverhalten“ in pauschaler Weise nicht auf spezifisch umgrenzte Mediennarrative und Medieninteraktions-Erlebnisse bezogen, sondern vor allem auf das technische Medium, den Apparat, als solchen, z.B. den Fernseher, und dessen sozusagen ding-semantische Bedeutung. Allenfalls werden – und das ist ja, wie in 1.1 dargelegt, schon durch die verfehlte Erhebungsmethode determiniert – Genre-Vorlieben im Verlauf der Lebensalter rubriziert. Jegliche Rücksicht auf spezifische Medieninhalte und auf Qualität und Funktion der mentalen Aufnahme und psychischen Aneignung dieser Inhalte durch das subjektive, biografisch disponierte Erleben der Person müssen in einem solchen Ansatz von Medienbiografie zwangsläufig entfallen.

Dadurch werden freilich Reichweite und Möglichkeiten von qualitativer Medien(biografie)-Forschung stark verengt, ja, manchmal sogar unwillkürlich und implizit in Abrede gestellt. Ist es doch wahrlich keine ganz neue und überraschende Erkenntnis, dass Familien, zumal wenn sich gewaltförmige Handlungsmuster aufweisen, von starken Konfliktdynamiken betroffen sind und dass diese dann mitunter auch auf dem Streitfeld der familiären Regeln des Mediengebrauchs, insbesondere des TV-Gebrauchs, ausgetragen werden. Es fragt sich also, mit welchem Mehrwert dergleichen Zusammenhänge noch einmal eigens in der Dimension der „Medienpraxis“ (S.258) nachvollzogen werden sollen, wenn dabei alle spezifischen medialen Praxisbelange ausgespart bleiben, die über bloße Genre-Bezeichnungen wie *Comic-Filme* oder den pauschalen Verweis auf „Sendungen“, vor denen die Mutter schützen zu müssen glaubte, hinausgehen.

So beachtlich es ist, wenn PhilologInnen Perspektiven der Familiendynamik zu beherzigen versuchen – wenngleich dies im Bereich der Didaktik und Leseforschung eigentlich als unerlässlich angesehen werden sollte, aber dennoch keineswegs durchgängig geschieht –, so misslich ist es, wenn diese Beschäftigung nicht wirklich mit der Forschung über

Medieninteraktions-Prozesse oder Medienprodukte in Verbindung gebracht werden kann. Denn wenn es um familiendynamische Fallgeschichten allein zu tun wäre, sind andere Forscherprofile berufener und qualifizierter, sie auszuführen. Die Philologien täten dann besser daran, diese Spezialkompetenz zu respektieren und konzentriert zu Rate zu ziehen, anstatt, wie dies nicht selten zu beobachten ist, in einer quasi Heideggerschen Eigentlichkeit und hehren Terminologiefreiheit ein bereits trefflich geschaffenes Rad neu zu erfinden – und es dabei nicht selten auch tüchtig zu verbiegen (WEILNBÖCK 2007b). Und so muss für die Studie von SCHULTE BERGE, SCHOETT & GARBE 2002 festgestellt werden, dass sie von all derjenigen psychologischen Fachliteratur vollkommen absieht, die aus den Bereichen der systemischen Familienanalyse/-therapie, Psychotraumatologie und Psychotherapiewissenschaft vorliegt und für dergleichen Sachverhalte maßgeblich ist.

Bedauerlich scheint dies vor allem mit Blick darauf, was Medienbiografie-Forschung eigentlich zu leisten versuchen sollte. Wollen wir doch – z.B. angesichts des sich immer wieder akut aufdrängenden Brennpunktthemas *Gewalt und Medien* – vor allem und möglichst präzise wissen, was, von wem, in welchen Weisen des persönlichen Erlebens, aus welchen biografischen Gründen rezipiert wird und welchen mentalen Funktionen und mittelfristigen Folgewirkungen impliziert sind – eine Frage, die es aufgrund ihrer Komplexität nicht erlaubt, von den spezifischen Medieninhalten und von deren mentaler und psychodynamischer Bearbeitung durch die je individuelle Person abzusehen. Wird man sich doch die angezielten „Zusammenhänge von Medienhandlungen und sozialer Handlungskompetenz“ (SCHULTE BERGE et al., S.266) zweifellos als komplexere, mentale Phänomene vorstellen müssen, als dass sie sich durch den bloß dingsemantischen Verweis auf ein zur lebensgeschichtlichen Requisite reduziertes Fernsehgerät oder den genrelogischen Verweis auf „Comics-Serien“ erschließen ließen.

Es kann dann letztlich auch nicht ausbleiben, dass die zentrale familiendynamische Schlussfolgerung des genannten Aufsatzes einigermaßen vage bleibt – und dann auch wieder vielsagend: scheint sie doch beinahe nach dem Schwergewicht eines entweder quantitativ-empirisch oder gar ontologisch befestigten Befundes streben zu wollen, während sie die Perspektive der spezifischen Medieninteraktionsprozesse aus den Augen verloren, ja im Grunde gar nie wirklich ernsthaft entworfen hat. Inwiefern es nämlich tatsächlich von essenzieller Bedeutung ist, ob die „elterlichen Medienorientierungen [...] letztlich primär durch den gleich- oder den gegengeschlechtlichen Elternteil vermittelt werden“, so der Hauptbefund, muss – zumal bei einem Sample aus zwei Fällen – als unwägbar dahingestellt bleiben (S.266), es sei denn man wollte sich mit GARBE (1996) implizit auf orthodox-psychoanalytische Mythologeme des

Ödipuskonflikts beziehen.² Jedenfalls verdeutlichen diese hier eher latent bleibenden Begründungslogiken schlaglichtartig, wie unterschiedlich die Herkunft und Logik der diversen theoriegeschichtlichen Widerstandsvehikel ist, die jedes (tiefen-)psychologisch versierte qualitativ-empirische Arbeiten im Bereich der Medieninteraktions-Forschung zu gewärtigen hat. Denn: quantitative Statistiktraditionen, philologische Beharrung auf Textautonomie (bzw. deren unverbundene Ergänzung durch sozialgeschichtliche Projekte in der Tradition der Literatursoziologie der Siebzigerjahre) und philosophische oder auch psychoanalytische Ontologismen (über Geschlechterverhältnisse u.ä.) scheinen sich hier gleichermaßen in die Schanze werfen zu wollen, um die Frage nach der mentalen, psychodynamischen Aspekten von Medieninteraktion und den entsprechenden Konzeptionsbedarf abzuwehren – und somit jene oben genannte Spiegeltrennwand zwischen Lebens- und Medienwelten aufrecht zu erhalten.

Die Feststellung, dass solche Vorgehensweisen wirklich „einmal mehr die Bedeutung des medienbiografischen Ansatzes [unterstreichen]“, wie SANDER & LANGE hervorheben (S.121), mag man deshalb eher als Ausdruck der Hoffnung und als Aufgabestellung der Zukunft auffassen, denn in der Tat werden brennende aktuelle Fragen von Medieninteraktion und -sozialisation des aussichtsreichen Forschungsfeldes der Medienbiografik dringend bedürfen. Ein Handbuch könnte hier – dies sei neuerlich gesagt – hilfreiche Akzente setzen, wenn es den stillschweigenden Verzicht auf einen systematischen Einbezug von (entwicklungs-)psychologischen/psychodynamischen Kompetenzbereichen, der die bisherige Forschung kennzeichnet, aufkündigt; und wo noch keine einschlägig versierten und befriedigenden Arbeitproben zu referieren sind, könnte immerhin dazu beigetragen werden, das Desiderat zu artikulieren, ein entsprechendes epistemologisches Problembewusstsein anzuregen sowie den Theorierahmen und mögliche methodische Verfahren zu antizipieren. Von hier aus gesehen, wird dann doch auch die subtile Zwiespältigkeit ins Auge springen, die schon dem Worte von der „Medienereignisgeschichte“ innewohnt (SANDER & LANGE S.115ff.). Sind es doch höchsten *Medienerlebnis*geschichten, die sich sinnvollerweise auf die „unbewussten ästhetischen“ und „emotionalen [...] Qualitäten“ der konkreten Medienerfahrung hin befragen ließen.

² Eine eigene Fallausarbeitung, die auf das gleiche DFG-Projekt zurückgeht (und somit zwangsläufig von denselben erhebungs-bedingten methodischen Mängeln behaftet ist) und in der ich den Versuch unternehme, im Hinblick auf die genannten psychologischen Ressourcen sowie die transgenerationalen und psychodynamischen Aspekte einen Schritt weiter zu gehen sowie – in den durch das Material gesetzten Grenzen – auch auf die Psychodynamik von konkreter Medieninteraktion zurückzuschließen, liegt bei xx vor. Für ein laufendes Forschungsprojekt vgl. Punkt 3.3 xx.

xxx 3.2 Was ist und zu welchem Ende treibt man Medienbiografie-Forschung?

Die Frage, ob und wie die Medienbiografie-Forschung in psychologisch fundierter Weise den „Vermittlungszusammenhang von Medien, subjektiver Innenwelt und sozialer, kultureller und dinglicher Außenwelt“ zu rekonstruieren vermag (BACHMAIR S.98f.), stellt sich auch, wengleich in anderer Weise, für ein Projekt wie Elizabeth PROMMERS Studie „Kinobesuch im Lebenslauf“. Hier nämlich wurden in einer groß angelegten Studie knapp hundert Medienbiografien erhoben und mittels eines inhaltsanalytischen Verfahrens ausgewertet, weshalb das Handbuch die Arbeit zur ausführlichen Veranschaulichung des Themas *Codierung* heranzieht. Diese zunächst vielleicht eher zufällige Fügung führt jedoch immerhin dazu, dass eine Reihe von methodologischen Zweifelsfragen der qualitativen Medienforschung aufgerufen wird, bis hin zu der grundlagentheoretischen Frage, wie überhaupt Medienbiografie günstigerweise zu konzipieren und einzulösen wäre.

Dass mit der biografiewissenschaftlichen Perspektive eine vergleichsweise komplexe Dimension von Medienforschung herangezogen wird, um das Verfahren der Daten-„Codierung“ zu veranschaulichen, bildet zunächst einen bemerkenswerten Kontrast zu der Tatsache, dass das Handbuch dieses Stichwort unter der Rubrik der Daten-„Aufzeichnung“ einordnet und somit zusammen mit den Punkten „Protokollierung“, „Transkription“, „Sequenzprotokoll“ und „Datenbeschreibung“ aufführt. Gerade in PROMMERS Beitrag, der von der Ambition getragen ist, auch die besonderen qualitativen Potentiale des „offenen“ Codierens zu unterstreichen, und der ausdrücklich darauf hinweist, dass es im Zweifelsfall durchaus möglich ist, auch den genauen Wortlaut, die Gesprächspausen oder ein paralinguistisches Kichern zu codieren, wird jedoch augenfällig, dass das Codieren eigentlich in der Rubrik der Auswertungsverfahren zu behandeln gewesen wäre. Denn Codieren, so verstanden, würde doch jedenfalls eine weiter gehende als nur präparatorische Vorarbeit der Daten-„Aufzeichnung“ implizieren – wenn denn tatsächlich das besondere qualitative Vermögen des Codierens in dem hier formulierten, hohen Anspruch auch eingelöst und nicht nur beschworen werden soll.

Man darf freilich nicht unterschlagen: Mit Ambivalenzen und Unschärfen zwischen dem quantitativen und dem qualitativen Forschungshabitus wird man gerade im Feld der qualitativen Medienforschung allenthalben rechnen müssen; und Unebenheiten der systematischen Zuordnung von Stichworten werden immer eines der Indizien hierfür sein. Unschärfen in der Frage, ob, wer inhaltsanalytisch codiert, lediglich Daten aufbereitet oder bereits sehr weit gehende auswertende Schritte vollzieht, sind also ganz unvermeidlich und haben auch ihren produktiven Aspekt. Denn

sie erfüllen die Funktion, die Abgrenzungsnotwendigkeiten und Kooperationsmöglichkeiten zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu sondieren, die im Band selbst von Uwe FLICK erörtert und mit dem Hinweis versehen werden, dass bei bisherigen Versuchen der Zusammenarbeit eher ein „Nebeneinander“ beider Vorgehensweisen bzw. ein Ergebnisvergleich und kaum „integrierte Multi-Methoden-Designs“ zu finden sind (S.27).

Eine andere, mir als wesentlicher erscheinende Unschärfe in PROMMERs Beitrag zum „Codieren“ ist jedoch grundlagentheoretischer Natur und betrifft den Begriff des Biografischen selbst, insbesondere die Frage seiner hinlänglichen entwicklungs-psychologischen Verankerung – und damit natürlich wiederum seine Position in jenem methodologischen Ambivalenzrahmen des Quantitativ-Qualitativen. Denn jenseits der im engeren Sinn methodischen Überlegung, ob medienbiografisches Material mittels Codierung und Inhaltsanalyse erschöpfend bearbeitet werden kann, stellt sich die grundlegende konzeptionelle Frage, welches die aussichtsreichsten wissenschaftlichen Konzepte und Modelle sind, wenn man erforschen möchte, wie Menschen Medienerlebnisse nutzen, um *biografische Arbeit* im oben definierten entwicklungspsychologischen Sinn zu leisten. Denn dies beinhaltet auch die komplexe Frage danach, wie Menschen mit Hilfe von Medienerlebnissen jene mentale Erinnerungs-, Narrations- und Integrations-Arbeit vollbringen, die zur Ausbildung von personaler Identität, psychoaffektiver Stabilität bzw. psychischer Widerstandskraft (Resilienz) sowie interaktiver Handlungsfähigkeit unabdingbar ist, wie auch für deren Aufrechterhaltung im Zyklus der verschiedenen Lebensalter.

Wo wie bei PROMMER und auch anderenorts in der Medienbiografie-Forschung knapp hundert Leitfaden-Interviews erhoben werden, befindet man sich von vornherein inmitten jenes Ambivalenzrahmens des Quantitativ-Qualitativen. Und PROMMER bringt sicherlich nicht zufällig ihre ausdrückliche Befriedigung darüber zum Ausdruck, dass das eingesetzte Verfahren mit seiner hohen „Intracodierer-Reliabilität“ wohl auch einem „eigentlich quantitativen Gütekriterium“ genügen könne (S.409), was letztlich jedoch auch die Gegenfrage aufrufen mag, inwiefern hier eigentlich die qualitativen Gütekriterien erfüllt sind. Den Ansatz dieser Studie nach dem Vorschlag von KROTZ als einen eher „quantitativ konnotierten“ zu bezeichnen (S.41), scheint jedenfalls zunächst schon angesichts der Datenmenge, die „ein halbes Ikea-Regals ‚Billy‘ füllte“, nahe zu liegen (S.405f.). Jedenfalls kommt für die Bearbeitung von so umfänglichem Material in der Tat einzig ein computergestütztes inhaltsanalytisches Verfahren in Frage; und auch die Handlungsspielräume für offenes Codieren dürften hier eher begrenzt sein. Kontrastive Einzelfallauswertungen im sequenzanalytischen Vorgehen, wie ein dezidiert entwicklungs-psychologischer Medienbiografie-Begriff sie erfordern würde, sind hier schon aus forschungsökonomischen oder Setting-bedingten Gründen kaum gangbar.

In diesem Design vermag PROMMERs Projekt, wie auch die überwiegend ähnlich verfahrenen bisherigen Medienbiografie-Studien, durchweg interessante Fragen dahingehend zu bearbeiten, welches die Medienausstattungen, Format-/ Genrepräferenzen, Nutzungsgewohnheiten, allgemeinen Medieninhalts-Thematiken sowie die deklarierten Nutzungsmotivationen in bestimmten Lebensphasen und die evaluativen Meinungsbilder der Menschen bzw. generationalen Kohorten eines bestimmten historischen Milieus von Mediennutzung sind. PROMMER selbst erhob mit diesem Ansatz in sechs verschiedenen Altersgruppen und den zwei Städten München und Leipzig medienbiografische Daten im thematischen Fragenkomplex des Kinobesuchs, wobei die Dynamik der „Veränderungen des Kinobesuchs [...] im Lebenslauf [erfasst werden sollten]“ sowie Informationen zu Familiensituation, Ausbildung, Freizeitsituation, Hobbys, Verpflichtungen, Lebenszufriedenheit, Einschätzung der beruflichen Zukunft u.a. mit einbezogen wurden (S.408, vgl. auch PROMMER 1999, S. 165ff.).

Schon die Gegenüberstellung einer west- und ostdeutschen Großstadt verspricht bemerkenswerte Befunde; auch sollen ausdrücklich „einige in Westdeutschland vorherrschende Mythen über die DDR-Kinolandschaft ausgeräumt“ werden (1999, S.151). Keineswegs nämlich „gingen in der DDR alle Altersgruppen ins Kino“; und auch „der Filmgeschmack der DDR-Jugendlichen unterschied sich nicht wesentlich von dem der BRD-Jugendlichen“. Auch gängige Annahmen über Geschlechter- und Altersgruppenspezifiken werden einer Prüfung unterzogen. Eine Clusteranalyse erbringt drei verschiedene Kinonutzungstypen (der normale Kinogänger, der Cineast und der spätberufene Kinofan), so dass daran anschließend verschiedene Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Geschlecht, Alter, Ausbildungsstand, Wohnort und Genrevorlieben (Mainstream, Arthouse, andere) diskutierbar werden (S. 253, 271). Ergänzend hierzu werden reichlich Fallbeispiele eingebracht, die einen Clustertyp repräsentieren oder einen spezifischen Sachverhalt illustrieren sollen, wie z.B. den „Kinobesuch in der Kindheit während des 3. Reichs“ (S. 209). Es wird jeweils ein durchschnittlich halbseitiger Interview-Ausschnitt gegeben.

Die grundsätzlichere Frage, die sich hier jedoch neuerlich stellt, lautet: Erhält man so Medienbiografien? Oder anders gefragt: Ist das alles, wonach Medienbiografie-Forschung suchen kann und sollte? Lässt sich auf diese Weise jener „Vermittlungszusammenhang“ gerade auch mit den „subjektiven Innenwelt[en]“ der Person herstellen (BACHMAIR S.98f.) und mit hinreichender Präzision in seiner lebensgeschichtlichen Entwicklung rekonstruieren? Und: Kann so qualitative Medienforschung betrieben werden, die dem Anspruch gerecht wird, sich auf Augenhöhe mit der momentanen qualitativen Forschung in psychologischen und psychodynamischen Erkenntnisbereichen zu bewegen, die die „subjektiven Innenwelt[en]“ und deren biografische bzw. psychodynamische Entwicklung zum Hauptgegenstand ihrer Expertise haben, wie etwa die

qualitative Psychotherapieprozess-Forschung; oder, um weniger zu fordern: könnte sie auch nur den Ansprüchen der klassischen soziologischen Biografieforschung genüge tun? Sind nicht Lebensverlauf und die Weisen und Funktionen der stets biografisch bedingten Mediennutzung eines Menschen von so großer psychologischer Komplexität, dass man sie mit deskriptiven, rubrizierenden, quantitativ konnotierten und eher unpsychologischen sowie funktions-abstrakten Beobachtungskategorien kaum in wünschenswerter Tiefe und Präzision rekonstruieren kann?

Nur die wenigsten von PROMMERS Beobachtungen implizieren überhaupt – in zudem sehr genereller Weise – die Dimension des Lebensverlaufs. So werden z.B. Befunde dahingehend erzielt, dass bei „den Cineasten“ die „kinointensive Phase sehr ausgeprägt“ ist und schon die Kinonutzung im Kindesalter deutlich überdurchschnittlich war (S.258). Und einige dieser Folgerungen, wie z.B. die Aussage, dass „die *Cineasten* in ihrer Kindheit ein familiäres Integrationsdefizit hatten“ und deshalb mehr Zeit für Kinobesuche war (S.272), sind recht pauschal und bedürften dringend einer genaueren begrifflichen Definition und kriterienfesten Operationalisierung von Gegenstand und biografischen Folgen dessen, was hier pauschal als „Defizit“ eingeschätzt wird, wie auch darüber, welche Qualität von „Zeit“ dann im Einzelfall freisetzt zu werden vermochte; und beide dieser Nachfragen wären nur durch eine wirklich einlässliche entwicklungspsychologische Betrachtung überhaupt sinnvoll zu bearbeiten. Vor allem aber heißt, dass sechs verschiedene Altersgruppen erhoben wurden, keineswegs, dass hierbei der Lebensverlauf von personalen Subjekten entlang ihrer verschiedenen Lebensphasen betrachtet würde, wie dies etwa bei einer Erhebung von Lebensläufen vorgesehen ist. Vielmehr wurden hier isolierte Interviewäußerungen von einer Vielzahl unterschiedlicher Personen über je eine Lebensphase oder über bestimmte überindividuelle Sachverhalte (der erste Kinobesuch, allgemeine Lebenssituation in der „kinointensiven Zeit“ etc.) gegeben und in von der Biografie der Person weit gehend abgehobener Weise rubriziert. Und ein solches – medienbiografisch genanntes – Vorgehen kann mit den epistemologischen Prämissen von Biografieforschung eigentlich gar nicht mehr in Übereinstimmung gebracht werden. Beansprucht es doch *Biografie* allenfalls im Sinne einer formalen Ordnung und abstrakten Systematik von Lebensabschnitten („Phasen“), wobei diese aber überhaupt nicht auf ihre integrale, psychodynamisch verstandene Verlaufsstruktur in empirischen Biografien hin, sondern eher kohortenhistorisch betrachtet werden.

Somit bildet sich in den 41 angefügten Fallbeispielen kein einziger individueller Lebenslauf ab, und es wird begreiflich, warum den Fallgeschichten (die also im subjekttheoretischen und biografiewissenschaftlichen Verständnis eigentlich gar keine Fallgeschichten sind) nicht einmal Decknamen verliehen werden (müssen). Insgesamt ist also festzustellen, dass hier gar kein wirklich entwicklungs(psycho)logischer und genau genommen nicht einmal ein psychologie-fähiger Begriff

von Biografie zugrunde gelegt ist. Vielmehr scheint ein kurioses Begriffshybrid wirksam zu sein, das eine diachrone, kohorten-historische Perspektive auf bestimmte sozialgeschichtliche Perioden von Kinonutzung der letzten achtzig Jahre einerseits und eine synchrone Istzustands-Beschreibung von spezifischen aktuellen Sachverhalten und Motivzuweisungen zum Thema Kinobesuch heute andererseits mit einander zu verbinden sucht. Die allfälligen Befunde und Phänomene werden dann durchgängig mit illustrativen Interviewpassagen versehen, die nicht eigentlich ausgewertet werden.

Dies führt dann z.B. im Fallbeispiel 11 zur Thematik „Kinobesuch in der Kindheit“ dazu, dass eine Interviewpartnerin mit folgender Erzählung über ihren ersten Kinobesuch zitiert wird: „[...] aber wann ich zum ersten Mal im Kino war, weiß ich ganz genau, [...] Und zwar haben wir *Gigolo, schöner Gigolo, armer Gigolo* angeschaut, kennst Du den? [...] Und ich war völlig begeistert, weil das war irgendwie, meine Mutter hatte also ihre Scheidung und hatte einen neuen Freund und war total glücklich [...].’ Frage: ‚Wie alt warst Du da?’ [...]“ (PROMMER S.211). Die Bedeutsamkeit, die familienbiografischen und konflikt-dynamischen Implikationen für das Verständnis dieser Äußerung zukommen, ist offensichtlich; und schon der bloße Filmtitel stellt mögliche Korrespondenzen zwischen dem Filmthema und der sich andeutenden aktuellen Lebenslaufthematik der Mutter in Aussicht, an der die Tochter und Interviewpartnerin im Moment des ersten Kinogangs offensichtlich hohen emotionalen Anteil genommen hat.

Jedoch werden in diesem Verfahren weder die biografischen noch die filmthematischen Aspekte irgend wahrgenommen, also auch die Tatsache nicht, dass die Interviewpartnerin damals während vieler Passagen des Films geschlafen und „natürlich nichts verstanden“ hatte, worauf sie dann im Interview auf die allgemeine Thematik von „Traumwelten und Phantasie“ zu sprechen kommt (deren weitere narrative Vertiefung und analytische Auswertung im Hinblick auf familiär und beziehungs-dynamisch bedingte Dissoziationsreaktionen doch schon vorab als prüfungswürdig gelten müsste, im inhaltsanalytischen Verfahren jedoch nicht in den Blick geraten). Im Grunde steht die wissenschaftliche Begründung der Funktion in Frage, in der diese Interviewausrisse überhaupt eingefügt werden. Denn allein um die angegebenen subjektiven Motive für den Kinogang in der Kindheit nach rein deskriptiven – d.h. nicht handlungstheoretisch fundierten und kriterienfesten – Typisierungen wie „Ritual“, „mit den Eltern ins Kino“, „Mitläufer“ (!), „Traumwelten“ u.s.f. zu ordnen und statistisch ins Verhältnis zu setzen (S.208), bedürfte es ihrer gewiss nicht. Es scheint fast, als würde hier gestisch der Habitus der oral history zitiert, während tatsächlich gar kein qualitatives, sondern ein quantitatives Arbeitskonzept wirksam ist.

Diese für einen Gutteil der medienbiografischen Forschung bezeichnende Problematik schlägt sich – wie ähnlich bereits bei SCHULTE BERGE et al. – schon in der Konzeption der Studie und bei der für die Datenerhebung eingesetzten Methode nieder: Denn PROMMER setzt

keine biografisch-narrativen, sondern Leitfaden-Interviews ein und sammelt Angaben z.B. darüber, welche expliziten Motivationen für den Kinogang geäußert werden. Und wenn im Interview selbst-erlebte Ereignisse angesteuert werden, wie z.B. dort, wo der erste Kinobesuch angefragt wird, werden diese weder narrativ noch biografisch oder medien-thematisch vertieft. Auch hier also unterblieb, was BERGMANN als die notwendige „Kalibrierung der Methode für die Untersuchung von mediale Sachverhalten“ moniert hat (in AYAS & BERGMANN S.36). In der Auswertung des umfangreichen Materials kommt dann – logischerweise – das inhaltsanalytische Verfahren des Codierens zum Einsatz: Die Liste der Codenummern zur Motivation für Kinobesuche im Erwachsenenalter enthält 41 Einträge und notiert z.B. die Motivationen „Flucht vor Familienalltag“, „Ritual, wie jeden Samstag“, „mit der Freundin mitgehen“, „mit Jungs knutschen“, „gerne Komödien/ best. Genre sehen“, „jeden neuen Film sehen“, „ein Kribbeln im Kino [haben]“ (in MIKOS & WEGENER S.407).

In dieser zunächst deskriptiv-inhaltlichen Verfahrenslogik, die, wie PROMMER selbst sagt, dem „Copy und Paste“ des Computer-Schreibprogramms nachempfunden ist (ebd.), kann in effektiver Weise dasjenige zusammengestellt werden, was in einem umfangreichen Textkorpus von einer großen Anzahl von Menschen zu einem „Themenkomplex“ gesagt wurde. Und diese Aussagen können dann gruppiert und zu anderen Variablen, wie Geschlecht, Ausbildung, Lebenszufriedenheit etc., ins Verhältnis gesetzt werden. Und in der Tat macht die „Reduktion“ und „thematische Strukturierung“ von „Inhalten“ aus großen Datenmenge (ebd.) die Stärke und Unverzichtbarkeit dieses Auswertungsverfahrens aus. Umso dringender jedoch muss hier neuerlich gefragt werden: Ist die Beantwortung der komplexen Frage nach den psychoaffektiven und -sozialen Funktionen, die das Kino im Lebenslauf einer Person haben kann, und vor allem auch die Beantwortung der Frage nach der Funktion von spezifischen (Medien-)Handlungen mit bestimmten, persönlich gewählten Filmen/ Produkten auf diesem Wege zu erreichen? Kann so eine in angemessener Weise psychologisch vertiefte Medienbiografie geschrieben werden? Täte man nicht vielmehr gut daran, die Grenzen, an die dieses Forschungsdesign zwangsläufig stoßen muss, realistisch zu eruieren und nüchtern einzuräumen? Und wäre man nicht erst dann in den Stand gesetzt, sowohl dem besonderen Anliegen und Potenzial einer psychologisch fundierten Medienbiografie-Forschung, als auch dem Anliegen von deskriptiver Mediengeschichtsschreibung sowie den speziellen Leistungsstärken von inhaltsanalytischen Codierungs-Verfahren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Auch abgesehen nämlich von den genannten Aspekten des Settings und der Forschungsökonomie muss gesagt werden: Dem von PROMMER und den meisten der anderen medienbiografischen Studien gewählten Forschungsansatz mangelt ein ganz wesentliches

methodologisches Element, das, gemessen an der klassischen soziologischen Biografieforschung (wie freilich auch der Entwicklungspsychologie im Sinn des Begriffs vom life-long development), völlig unverzichtbar ist: das Element der zeitlich und psychodynamisch verstandenen Entwicklungschronologie bzw. der Sequenzialität der Erfahrungsaufschichtung und Intentionsbildung der Person im Verlauf ihrer dynamisch fortschreitenden Lebensgestaltung, die sich in der Sequenzialität des narrativ-biografischen Erzählprozesses sinnfällig niederschlägt und deshalb in ihr rekonstruiert werden kann. Erst in der Erfassung des dynamischen – und natürlich immer auch psychodynamischen – Aspekts dieser Sequenzialität erschließt sich der Zugang zu den Handlungsstruktur-Regeln des individuellen Werdegangs, ohne deren Ermittlung nicht sicher gestellt werden kann, dass die medienbiografische Betrachtung kein Konstrukt produziert, das der psychodynamisch zu begreifenden Lebensentwicklung des Subjekts letztlich weitgehend äußerlich bleibt und somit ein akademisches Artefakt darstellt. Genau diese biografie- und psychodynamische Erfahrungsaufschichtung ist es nämlich, die naturgemäß gänzlich jenseits der Reichweite der nach der Cut-and-Paste-Logik verfahrenen Inhaltsanalyse liegen muss. Hierfür ist vielmehr das Verfahren der hypothesengestützten rekonstruktiven Sequenzanalyse der Interview-Transkripte das Mittel der Wahl, ein Verfahren, das im gesamten Handbuch nicht so recht zum Zuge kommen zu können scheint. Denn unter den Stichworten ist nur das *Sequenzprotokoll* verzeichnet, das als „flüchtige“ Ordnung der Inhalte (S.387ff.) keine Gelegenheit bietet, die handlungstheoretischen Implikationen von chronologischer Erfahrungsaufschichtung und narrativer Abfolgelogik zu erörtern; und dies wird auch im Kontext der *Objektiven Hermeneutik* (532ff.) nicht wirklich einlässlich vollzogen wird (etwas ausführlicher in AYAS & BERGMANN, S.285f.; vgl. auch Gerhard RIEMANN in BOHNSACK, MAROTZKI & MEUSER (Hg.) 2006, 45ff.)

Die oben angesprochene Unschärfe von Begriffsbildung und Methodologie betrifft somit den Kern dessen, was menschliche Biografie ist bzw. als was sie begriffen werden soll einerseits und was Leitfadeninterview und Inhaltsanalyse vermag andererseits, eine Unschärfe, die jede klassische VertreterIn eines dieser beiden Arbeitsbereiche (Inhaltsanalyse, Biografieforschung) sicherlich nicht eingehen würde, während sie im Bereich der Medienbiografik – ganz unvermerkt – hingenommen wird. Deshalb auch kommen bei biografiewissenschaftlichen Einzelfallanalysen, die in der Sozial- und nicht in der Medienwissenschaft erstellt werden, in aller Regel keine inhaltsanalytischen Auswertungsverfahren zum Einsatz. Zu sehr nämlich will dieses Verfahren – wie Philipp MAYRING und Alfred HURST in ihrem Stichwortbeitrag zur *Qualitativen Inhaltsanalyse* hervorheben – der „methodischen Systematik der quantitativen Inhaltsanalyse“ verpflichtet bleiben und dabei lediglich die „vorschnelle Quantifizierung“ meiden (S.436). Wenn

demgegenüber jedoch die bisherige Medienbiografie-Forschung mehrheitlich inhaltsanalytische Wege aufsucht, dann wird man dies also weniger auf wissenschaftliche als vielmehr auf fachgeschichtliche Faktoren zurückführen müssen, vor allem darauf, dass die Medienwissenschaft insgesamt auf eine vornehmlich quantitativ-deskriptive Forschungstradition zurückblickt, die der soziologischen Biografieforschung eigentlich fremd ist und die nur mit bestimmten Einschränkungen überhaupt mit ihr kombinierbar scheint. Und wie bei allen in erster Linie fachgeschichtlich, institutionell oder habituell bedingten Verfahrenstraditionen und -entwicklungen entstehen dadurch zwangsläufig Probleme der theoretischen und methodischen Modell- bzw. Gegenstandsadäquanz.

Auch hier also muss neuerlich an das von Georges Devereux formulierte Prinzip *Angst und Methode* erinnert werden, denn auch diese Herangehensweise an Medienbiografie scheint – wenn gleich in anders gelagerter Weise als bei SCHULTE BERGE et al. – in ihrer *Methode* mit auch von der *Angst* geschürt, sich als ForscherIn mit der Komplexität, den Unwägbarkeiten und der affektiven Brisanz von menschlicher Psyche und (Medien-)Biografie konfrontiert zu sehen. Umso mehr ist für den sich als *medienbiografisch* verstehenden Forschungsbereich die Frage zu stellen, ob es nicht eigentlich dringend geboten wäre, Gegenstandsverständnis und Methodologie dahingehend zu schärfen, dass die eher deskriptiv-historisch konnotierten und die eher rekonstruktiven, entwicklungspsychologischen Ansätze, die freilich noch kaum ausformuliert und vertreten werden, theoretisch und methodologisch differenziert werden. In terminologischer Hinsicht wäre zu prüfen, ob sich nicht dadurch eine größere grundlagentheoretische Klärung erzielen ließe, dass erstere Ansätze eine andere Selbstbezeichnung wählen, die auf den Begriff der *Biografie* verzichtet und anstatt dessen einen Schlüsselbegriff für sich in Anspruch nimmt, der die historische und deskriptiv-kohortenspezifische Frageperspektive besser zum Ausdruck bringt. Anderenfalls nämlich müsste das Gegenstandsverständnis sowie das theoretische und methodologische Repertoire systematisch erweitert werden. Denn das, was gegenwärtig als *medienbiografische* Herangehensweise vorgestellt wird, scheint gar nicht selbstverständlich von der Intention getragen zu sein, überhaupt biografische Verlaufsgesetzmäßigkeiten im entwicklungspsychologischen Sinn zu rekonstruieren; oder aber es verliert den Bezug zum Aspekt der Medieninteraktion.

PROMMER selbst scheint sich der hier bestehenden Unschärfe immerhin ansatzweise bewusst zu sein, denn sie verleiht ihrem Projekt im Untertitel eine zweifache Perspektive, indem sie sie eine „historische und medienbiografische Studie“ nennt. Gewiss: Eine solche Mischkonzeption muss die Notwendigkeit einer genaueren Ausdifferenzierung von Gegenstandsbereich und Methodologie der Medienbiografie-Forschung zunächst eher verschleiern,

als dass sie die Entwicklung eines angemessenen konzeptionellen Problembewusstseins unterstützte. Und dies geht weit über theoretische und terminologische Belange hinaus und betrifft Grundfragestellung und Setting als ganzem. Denn: Während das oben mit SCHULTE BERGE et al. angesprochene Projekt nach einigem Ach und Krach wenigstens im nachhinein (und leider auf Kosten seines förderpolitischen Scheiterns) dahin gelangte, familien- und beziehungs-dynamische, mithin *psychologische* Gegenstandsaspekte mit zu berücksichtigen (nicht jedoch auch die medieninteraktions-psychologischen), so bleibt in PROMMERs Studie die Dimension des Biografischen – in einem rekonstruktiven, entwicklungspsychologischen Sinn – vollkommen äußerlich.

Vor allem jedoch – und das betrifft auch SCHULTE BERGE et al. – werden keine spezifischen medien-interaktionalen Fragedimensionen verfolgt. Und für PROMMERs Studie muss man darüber hinaus feststellen: Die für eine qualitative Medienforschung essentielle Dimension der mentalen Interaktion mit dem Mediennarrativ wird sogar aktiv ignoriert, fast möchte man sagen: über sie wird emphatisch – und mit einer gewissen Dreistigkeit – hinweggeforscht. Denn mit großem Innovationsgestus weist PROMMER „die meisten empirischen Studien“ von sich, weil sie „die fast triviale Erkenntnis [ermitteln], dass man ins Kino geht, um einen [bestimmten; H.W.] Film zu sehen“ (S.275). Anstatt jedoch eine mutmaßliche Trivialität und Irrelevanz dieser Einschätzung zu suggerieren, zu der sich über verschiedene Studien hinweg immerhin „um die 80 Prozent“ der Befragten bekennen (S.112), könnte man sie freilich auch zum Anlass nehmen, sich genau diesem Einen-bestimmten-Film-sehen-Wollen wie auch dem konkreten Diesen-bestimmten-Film-Sehen analytisch zuzuwenden und die dabei wirksamen mentalen Prozesse des unwillkürlichen (medien-)biografischen Arbeitens der Person zu erforschen.

PROMMER will dies offensichtlich nicht, was freilich ihr gutes Recht ist. Darüber hinaus jedoch scheint sie dieser Dimension als ganzer recht abschätzig gegenüberzustehen und ihr jedenfalls die Relevanz aberkennen zu wollen. Denn PROMMER insistiert, die „Auswertung der Interviews“ habe gezeigt, dass „bei der freien Erinnerung an Kinobesuche die Geselligkeitsmotive, das Ausgehen mit anderen, eine wesentlich bedeutendere Rolle spielt“; die Filme selbst hingegen wären nur der „äußere Rahmen“ (275). Das – mit Verlaub – halte ich für ein typisches Artefakt der Erhebungsmethode! – und für eines, das ideologisch tingiert und für große Teile der Medienforschung typisch ist und das deshalb umso mehr selbstreflexive Aufmerksamkeit verdient. Bemerkenswert dabei ist bereits die große epistemologische Naivität, die diese Schlussfolgerung in Kauf nimmt und die in ihrem Ausmaß einen neuerlichen Hinweis darauf darstellt, dass hier wirkungsmächtige institutionell bedingte Verfahrenstraditionen am Werk sind. Denn niemand in den nach-positivistischen, qualitativen Sozialwissenschaften würde doch ernsthaft darauf verfallen,

irgendeine Meinungsäußerung von Interviewten, auch und gerade, wenn sie häufig auftritt, so umstandslos und unbefragt – wie auch emphatisch – beim Wort zu nehmen, ohne sie durch ein angemessenes Forschungssetting zu prüfen; dies gilt umso mehr, wenn der Befund – die Irrelevanz des Medieninhalts – so weit reichend ist und wenn zudem, bedingt durch das Leitfaden-Verfahren, stets zu gewärtigen ist, dass er eher ko-konstruktiv, suggestiv entstanden ist. Weiß man doch: Es antwortet häufig so aus dem Wald der Empirie heraus, wie man in ihn hineingefragt hat, weshalb spätestens in der Auswertung systematische methodologische Vorkehrungen zu treffen sind.

Des Weiteren würde kaum ein qualitativer Empiriker zögern einzuräumen: Wenn bei „der freien Erinnerung an Kinobesuche die Geselligkeitsmotive“ hervorstechen, heißt dies noch lange nicht, dass nicht neben aller Geselligkeit gleichzeitig und eventuell bewusstseinsfern auch mentale Interaktionen mit dem Medieninhalt stattfinden, die möglicherweise sogar mit genau jener examenten Kontext-Geselligkeit spezifische mentale Resonanzen ausbilden, aber doch in jedem Fall psychodynamisch und biographisch bedeutsam sind. Nur dass diese mentale Medieninteraktion mit „einem bestimmten Film“ eben nicht so leicht „frei erinnert“ wird, d.h. sich der Methode, die hier „freie Erinnerung“ genannt wird, nicht so leicht erschließt, und dass es deshalb eventuell anderer geeigneter Erhebungsmethoden bedarf (s. unten 3.3 zum Medienerlebnis-Interview). Bei einem Untersuchungsdesign jedoch, wie PROMMER und ein Gutteil der bisherigen qualitativen Medienbiografie-Forschung es einsetzen, ist der Befund der relativen Irrelevanz der spezifischen Medieninhalte und mentalen Medieninteraktionen – wenn man ihn denn erzielen will – geradezu vorprogrammiert.

Um diesen – wie mir scheint: zentralen – methodologischen Kritikpunkt auch ganz materialnah am Beispiel jenes oben angeführten Interviewausrisses von PROMMER zu veranschaulichen: Wenn eine Mutter mit ihrer Tochter aus „Geselligkeitsmotiven“ ins Kino geht, um den Film *Gigolo, schöner Gigolo, armer Gigolo* anzusehen, der die Tochter mindestens aufgrund ihres Alters immerhin teilweise überfordert zu haben scheint, und wenn dies – aus welchen Gründen immer – auch der erste Kinobesuch der Tochter überhaupt ist, wenn ferner dieser Kinobesuch für die Mutter auch mit einer neu entstandenen „Geselligkeit“ mit einem kürzlich kennen gelernten Mann zusammenhängt bzw. die Tochter dies so erlebt, und der Kinobesuch somit auch mit der gerade erfolgten Scheidung der Mutter vom Ehemann in Zusammenhang gebracht wird (der mit einiger Wahrscheinlichkeit auch der Vater der Interviewten sein könnte, was jedoch in dieser Studie bezeichnenderweise nicht eruiert wird), wenn die Interviewpartnerin dann heute als Erwachsene ausgehend von dieser Erinnerung einen direkten Erzählsprung zu einer allgemeinen Thematik von „Traumwelten und Phantasie“ vollzieht (was, wie oben bereits angesprochen, als dissoziations-thematische Aussage auf seinen Indikationswert für eventuelle

familiendynamische und -biografische Belastungssituationen hin zu prüfen wäre und in seiner Relevanz für die [medien-]biografische Arbeit der heutigen Erwachsenen zu rekonstruieren wäre) – wenn also die Mutter-Tochter-„Geselligkeit“ des ersten Kinobesuchs der Tochter in derlei Kontext stand, dann hat man doch immerhin Anlass, PROMMERS Wort von der „Geselligkeit“ seiner allzu großen Vagheit und psychologischen Unschuld zu entkleiden.

Wenn dann entlang solcher Beobachtungen ein der qualitativen Medienforschung angemessener Problemhorizont und Differenzierungsgrad erreicht wäre, würde sicherlich auch wie von selbst der vermeintlich belanglose „Rahmen“ dieser familiendynamisch signifikanten und mediengestützten „Geselligkeit“, also der Filminhalt selbst, in seiner Relevanz berücksichtigt werden, zumal er sich in diesem Fall, wie gesagt, schon durch die bloße Titelassoziation geradezu aufdrängt. Bestehen doch zwischen der Assoziation eines armen, schönen Gigolos und den familienbiografisch gegebenen Thematiken von Partnerwechsel, Trauer, Liebe, Glück und Sexualität in offensichtlicher Weise semantische Bezüge. Man muss also wahrlich kein emphatischer Filmphilologe sein, um an PROMMERS völliger Abspaltung von Lebens- und Textwelt Anstoß zu nehmen und es beklagenswert zu finden, dass Projekte der qualitativen Medienforschung so rigoros von den Inhalten der Medien absehen zu wollen scheinen. Man kann durchaus auch qualitative ForscherIn sein, die an einer Fallgeschichte wie dieser der Hypothese nachgeht, dass PROMMERS emphatische Abschottung der medieninhaltlichen Aspekte („lediglich äußerer Rahmen“) gegenüber den sozialen „Geselligkeitsmotivationen“ eines Kinobesuchs nicht nur untunlich ist, sondern auch ein großes heuristisches Potenzial blockiert. Zu evident sind hier die thematischen Korrespondenzen zwischen Filminhalt und Lebenssituation bereits ohne Ansehen des Films, als dass dessen familien- und medienbiografische Relevanzen für die Interviewpartnerin, die in komplexer Weise auf ihn Bezug nimmt, nicht interessieren sollten.

Um sich diesen Zusammenhängen jedoch zu nähern, muss man den modalen Unterschied zwischen Lebenswelten erster und zweiter Ordnung im Auge behalten, mit dem zu rechnen (ohne ihn philologisch zu verabsolutieren) aus prinzipiellen Gründen ratsam ist, zumal sich dieser Unterschied bereits in der einigermaßen nahe liegenden Alltagserfahrung niederschlägt, dass – schon abgesehen von der Art und Weise der Leitfragen des Interviews – direktes Sozialerleben anders und leichter erinnert wird, als mediales Erleben. Weil aber dessen ungeachtet mediales Erleben unfraglich ein wesentlicher Bestandteil von Biografie und Sozialisation ist, der mit zunehmender Formierung der Mediengesellschaft immer bedeutsamer werden wird, sollte man sich über ein dieser Problemlage angemessenes Forschungssetting und eine entsprechende Methodenentwicklung Gedanken machen. – Und dazu könnte auch ein einschlägiges Handbuch maßgeblich beitragen.

Worauf also wird man es eigentlich zurückführen müssen, dass diese nicht eben schwer zu erkennende Sachlage dennoch nicht berücksichtigt, mehr noch: energisch ausgeblendet wird? Warum insistiert PROMMER mit soviel Aplomb auf der eigentlich völlig unnötigen Abschottung der medieninhaltlichen von den sozialen Motivationen eines Kinobesuchs? Ich denke, man wird hier neuerlich mit jenen institutions-dynamischen und habituellen Faktoren rechnen müssen, die emphatisch an unhinterfragt bestehenden Theorie- und Verfahrensgewohnheiten festhalten und dazu beitragen, dass jene von ganz verschiedenen akademischen Disziplinen – nämlich den philologischen, den qualitativen, quantitativen und experimentell-erklärenden – in einer unvermerkten und paradoxen anti-interdisziplinären Gemeinsamkeit errichteten Spiegel-Trennwand zwischen Lebens- und Medienwelten weiterhin untermauert wird. Dabei scheint der gemeinsame Vektor letztlich dahin zu zielen, die Gegenstandsbereiche der kulturellen und medialen Inhalte und der ästhetisch, mental interagierenden Subjekte rigoros von einander zu trennen und einer integralen Bearbeitung zu entziehen – und beide Bereiche von aller Behelligung durch (tiefen)psychologische und konfliktdiagnostische Aspekte zu bewahren.

Auf die große Kraft dieser institutions-dynamischen Faktoren ist es zurückzuführen, dass mit Emphase ins Feld geführt wird, wovon man doch eigentlich nicht wirklich ernsthaft ausgehen kann: dass nämlich Personen, die „bei der freien Erinnerung an Kinobesuche“ nur soziale Motive benennen, keine persönlich signifikanten Medieninteraktionen mit dem jeweiligen Filmnarrativ unterhalten, die der Erforschung würdig wären. Natürlich tun sie dies, und zwar auf verschiedenen Bewusstseinssebenen, und das kann auch rekonstruiert werden. Wer sich dabei jedoch als Medienbiografie-ForscherIn schon davon abschrecken lässt, dass die Interviewten, nach ihrem Lieblingsfilm befragt, „in aller Regel [...] nicht mehr Angaben machen [konnten]“, als dass es „ein schöner Film ist“, wie PROMMER – wohl nicht zufällig auf den letzten Zeilen ihrer Studie – neuerlich hervorhebt (S.276), lässt weniger medienbiografisch-wissenschaftliche Neugier als institutionelle, die qualitative Medienforschung insgesamt betreffende Selbstbeschränkungsdynamiken spüren, die sich gegen medien-inhaltliche und medienpsychologische Perspektiven gleichermaßen richten.

Somit ist über beide im Handbuch verzeichneten und hier exemplarisch etwas genauer betrachteten „medienbiografischen“ Studien in je verschiedener Hinsicht festzustellen, dass sie auf einem eher deskriptiven, mithin unterkomplexen und auch tendenziell unpsychologischen Begriff von Medieninteraktion und Medienbiografie beruhen. Er erlaubt lediglich, die technischen Medianausstattungen, präferierten Medienformate und Genres und allenfalls subjektive Einschätzungen und persönliche Theorien zu allgemeinen Nutzungsmotiven sowie generelle Meinungsbilder über die genutzten Formate zu verzeichnen und deskriptiv entlang des Lebenslaufs

anzuordnen. Umso nachdrücklicher muss demgegenüber unterstrichen werden: Medienbiografie-Forschung in einem entwicklungspsychologisch fundierten Sinn, der die psychosoziale und -dynamische Komplexität von menschlicher Biografie und (Medien-)Interaktion nicht unterschätzt, wird in so großer Ferne zu psychologischen Fragedimensionen der spezifischen Interaktion zwischen Person und Mediennarrativ und entsprechenden methodischen Mitteln nur in sehr eingeschränkter Weise ertragreich sein können. Sie wird die vielfach evozierte „subjektive Innenwelt“ der „Mensch-Medien-Beziehung“ (BACHMAIR S.98f.) und deren „unbewusste ästhetische“ und „emotionale [...] Qualitäten“ (SANDER & LANGE S.118) zwar weiterhin beschwören wollen (und dies unterscheidet sie immerhin von den Philologien), aber nicht wirklich in den Blick bekommen. Wo nämlich Fragebogen- und Leitfaden-Interviews geführt werden und die Inhaltsanalyse, ihrer Logik des Cut-and-Paste entsprechend, die sequenzielle Aufschichtungsdynamik von erlebter und erzählter Lebensgeschichte zerschneiden muss, können nur schwerlich Befunde erzielt werden, die reichhaltig genug wären, um Hypothesen zur entwicklungspsychologischen und konflikt-dynamischen Prozesslogik von Lebensverlauf und (Medien-)Handlungsmustern einer Person zu formulieren. Sind diese doch zwingend auf die Perspektive der sequenziellen Erfahrungsaufschichtung und psychodynamischen Persönlichkeitsentwicklung angewiesen. Und diese ist mit der „nicht-interpretativen“, sondern „reduktiv“-verdichtenden und kategorisierenden Inhaltsanalyse schlechterdings nicht erreichbar (CHRISTMANN in AYAS & BERGMANN S. 282).

Es zeichnet sich also ab: Die „historisch“-deskriptiv konnotierte Perspektive auf Mediennutzungsmilieus oder -kohorten müsste in einer Weise erweitert und ergänzt werden, die es erlaube, auch die „medienbiografisch“-handlungsrekonstruktive und psychologische Perspektive auf die spezifischen psychodynamischen Funktionen in den Blick zu nehmen, die Medienhandlungen im Lebensverlauf von Personen, d.h. von sozial situierten Individuen haben. Dies impliziert auch, dass das „[H]istorische und [M]edienbiografische“ in PROMMERs Untertitel theoretisch und methodologisch genau differenziert werden, denn beide Ansätze erfordern eine je eigene theoretische Modellierung und ein je eigenes Forschungsdesign – auf dass sie nicht miteinander verwechselt werden. Erst dann kann man von geklärten Positionen aus damit beginnen abzuwägen, welche Formen der Kooperation, kombinierten Setting-Gestaltung und methodischen Triangulierung man sinnvollerweise eingehen kann. Wo hingegen beide Aspekte in diffuser Mischkonzeption zusammengeführt und in einem Durchgang bearbeitet werden sollen, wird man zwangsläufig der Gefahr erliegen, die Dimension der mentalen Prozesse und psychoaffektiven Funktionen von Medieninteraktion ganz stillschweigend unter den Tisch fallen zu lassen und

implizit als „unerforschbare [Blackbox] zu ignorieren“, wie KROTZ dies vor allem für den Bereich der quantitativ konnotierten Ansätze beobachtet hat (S.41).

Auch wird man in dergleichen epistemologischen Diffusionsgesten mühelos jenes Spannungsverhältnis sich abzeichnen sehen, das quer durch die akademischen Geistes- und Kulturwissenschaften immer wieder dort entsteht, wo psychologische Theoreme in Vorschlag gebracht werden, um das Gegenstandsverständnis und die Möglichkeiten des Verstehens zu erweitern. So hat z.B. kürzlich der Literaturwissenschaftler Daniel FULDA (2003) insistiert, dass „innerpsychische Prozesse“ ohnehin eine „Black Box“ wären und man sich hierüber also auf reine „Modellbildung beschränken“ müsse, als ob ein Text als solcher über eine verlässlichere Empirizität verfügte, wenn er auf den Status der gedruckten und öffentlich gemachten Schrift verweisen kann. Angesichts eines psychologischen Beitrags über Literatur gibt FULDA sich dann Befürchtungen über die „Kognitisierung“ der – literaturwissenschaftlich verstandenen – Narratologie hin (S.259), und monierte den Tatbestand der „Verschiebung [der] disziplinären Zuständigkeitsbereiche“, was eher einer institutionsdynamischen, beinahe juristisch anmutenden Argumentationslogik entspricht als einer wissenschaftlichen.

Mit Recht also mutmaßte die Linguistin Uta QUASTHOFF bereits 1980, dass sich die Geisteswissenschaften insgesamt fest darin eingerichtet hätten, "den großen und wichtigen Bereich menschlicher Handlungen als wissenschaftlicher Erklärung nicht zugänglich zu deklarieren" (S.47, in QUASTHOFF 1980, S.131), ihn also, wie auch FULDA dies tut, als eine unerreichbare „Black Box“ zu begreifen. Und wenn Hans WULFF in einem Beitrag zur Filmanalyse (in AYAS & BERGMANN) die „biographische Methode“ lediglich als eine definiert, „die das filmische Werk als individuellen Ausdruck eines Künstlers auffasst“ und die deshalb „vielen literaturwissenschaftlichen Bemühungen ähnlich ist“ (S.235), dann ist dies nicht nur eine viel zu ungenaue Bestimmung menschlichen (Medien)Handelns, denn welches Artefakt wäre nicht immer auch der „individuelle Ausdruck eines Künstlers“. Es handelt sich dabei vor allem auch um eine sehr „literaturwissenschaftliche“ oder geisteswissenschaftliche Definition, insofern bereits im Ansatz absehbar ist, dass sie angesichts von personalen Psychen, z.B. der des „Künstlers“, und angesichts der Komplexität des medial vermittelten psycho-biografischen Arbeitens von AutorInnen und LeserInnen mit einem Text der methodologische Mut verlässt; und der dadurch zwangsläufig aus dem Blick schwindende Gegenstand wird dann durch Beschwörungen einer „Black Box“ oder eines „disziplinären Zuständigkeitsbereichs“ aufzuwiegen versucht.

Aber eben auch die Medienforschung scheint, wie KROTZ' oben zitierte Anmerkung ahnen lässt, nicht frei von der Versuchung, sich jener latent anti-psychologischen Zerknirschung hinzugeben und die mentalen Aspekte von Medieninteraktion zur „unerforschbare [Blackbox]“ zu

erklären (S.41). Und das betrifft auch die qualitativen Richtungen, insofern auch dort häufig darauf insistiert wird, dass „die Rezeption von massenmedialen Inhalten für den Beobachter zunächst eine Black Box [ist]“ (WULFF in AYAS & BERGMANN S.201). In einer spezifischen Nervosität darüber, die mentale „Rezeption“ nicht direkt sehen und hören zu können, scheint manchmal noch eine Art Krypto-Positivismus wirksam zu sein, der der Illusion verhaftet ist, dass, weil man die Interaktionen zwischen Menschen in „sozialen Situationen“ sehen und hören kann, diese weniger eine „Black Box“ wären und einer Rekonstruktion näher lägen als die mentalen Handlungsprozesse, auf denen sie doch unfraglich aufrufen – als ob das eine ohne das andere wirklich angemessen zu erfassen wäre. Dadurch mag dann manchmal unvermerkt die Suggestion entstehen, dass eine systematische Frage nach *psychischen Situationen* weniger legitim wäre als die nach „sozial Situationen“ und dass das „mediale Moment“ in der Rekonstruktion von „sozialen Situationen“ irgend verlässlicher oder präziser zu fassen wäre als in *psychischen Situationen* (BACHMANN & WITTEL in AYAS & BERGMANN S. 187). Dass nur beide Aspekte zusammen genommen eine angemessene Konzeption und erfolgreiche Rekonstruktion dieser Prozesse erlauben und dass genau das die Aufgabe der zukünftigen methodologischen Weiterentwicklung in der qualitativen (Medien-)Forschung sein müsste, droht darüber aus dem Blick zu fallen.

xxx 3.3 Was Medienbiografie-Forschung zu leisten versuchen sollte: Vergleichsmaterial aus einem *Medienerlebnis-Interview*

Vielleicht lässt sich meine kritische Einschätzung der genannten Herangehensweisen an Medienbiografie-Forschung am besten nachvollziehen, wenn man folgender Skizze eines materialbezogenen Vergleichs folgt. Hierbei möchte ich im Blick auf selbst erhobene narrative Interviews versuchen, mir gedankenexperimentell vorzustellen, ob dieses Material mittels des von PROMMER formulierten Ansatzes und mittels der gegebenen Codenummern-Liste zur Motivation für Kinogänge in einer Weise erschöpfend ausgewertet werden könnte, so dass auch einige sich in diesem Material andeutende biografische Sachverhalte bzw. einige Hinweise auf mögliche Handlungsstruktur-Regeln verlässlich erfasst werden können: In den etwa zwei Dutzend Interviews, die ich in der ersten Phase eines laufenden Projekts der psychologischen Medieninteraktions-Forschung geführt habe (vgl. biographische Notiz zum Autoren), ist mir lediglich eine einzige Passage erinnerlich, in der ein Interviewpartner von sich aus seine generelle Motivation für Kinogänge in einer spezifischen Lebensphase explizierte. Dies ist insofern nicht verwunderlich, da ich eine maximal offene, narratologische Erhebungsmethode einsetze, die nach einem biografisch-narrativen Interview im zweiten Schritt auch die Rekonstruktion von

spezifischen Medieninteraktionen anzielt und die ich in ausdrücklicher Abhebung von den zumeist leitfaden-gestützten Medieninterviews herkömmlicher Art als narratives *Medienerlebnis*-Interview bezeichne; es bezieht sich direkt auf ein vom Interviewpartner gewähltes, als persönlich signifikant erachtetes Medienprodukt und wird an einem eigenen Termin nach dem biografischen Interview durchgeführt. In diesem Verfahren sind allgemeine Fragen nach den subjektiven Theorien der GesprächspartnerInnen, wie z.B. nach der allgemeinen Motivation für Kinogänge, nicht vorgesehen, was nicht heißt, dass es nicht auch zu spezifischen Befunden dahingehend kommen kann. Die hier eingesetzten medienerlebnis-spezifischen Nachfragen und die sequenzielle, psychodynamisch versiert Auswertung sind jedoch auf komplexere biografie- und handlungslogische Befunde gerichtet.

Der Kontext jener singulären Interview-Äußerung zum Thema Kinogang war der, dass ein Student, namens Micha, der in einer süddeutschen Universität einen kulturwissenschaftlichen Studiengang belegt hatte, über eine Lebensphase von großer Unzufriedenheit, persönlicher Stagnation und emotionaler Bedrückung sprach, in der er in einem retrospektiv als falsche Wahl eingeschätzten Fach eingeschrieben war und in einer ihn unsympathisch und hektisch-überfüllt anmutenden Universitätsstadt lebte. In dieser Lebenssituation hatte er die Gewohnheit entwickelt, täglich zwei Kinofilme zu sehen (was auch seiner generellen Vorliebe für dieses Medium entsprach).

Es mag ein eigentümlicher Zufall sein, dass die Motivation des Aus-unspezifischer-Lebensfrustration-ins-Kino-Gehens, die nach Maßgabe von allgemeinem Weltwissen so einzigartig nicht ist, in der von PROMMER erarbeiteten Codenummern-Liste der „Gründe für Kinobesuche“ nicht verzeichnet ist. Das ist auch nicht der Punkt, der hier verfolgt werden soll; sind es doch keine Fragen der Repräsentativität oder Gültigkeit, die aufzuwerfen wären. Es geht vielmehr um Folgendes: Selbst wenn dieser spezifische Motivationstypus verzeichnet gewesen wäre – und gerade dann –, wäre man meines Erachtens mithilfe von Codierung und inhaltsanalytischer Auswertung kaum in der Lage, für den hier interviewten Studenten Micha in angemessener Vertiefung die biografische und entwicklungspsychologische Bedeutung seines Ins-Kino-Gehens in dieser Lebensphase und im Lebenslauf insgesamt zu rekonstruieren. Zu sehr scheint „die Inhaltsanalyse dem Forschungsverständnis“ einer „qualitativen Sozialforschung [zu widersprechen]“, die in einem Maße interpretativ und rekonstruktiv arbeitet, dass sie auch komplexe psychobiografische Phänomene in den Blick zu nehmen vermag (CHRISTMANN in AYAS & BERGMANN S. 282).

Um dies möglichst material-nah zu veranschaulichen, sei einiges Inhaltliche aus der – noch in Arbeit befindlichen – Rekonstruktion der Lebens- und Medienerlebnisgeschichte Michas erwähnt

und hinsichtlich seiner methodologischen Implikationen abgewogen: So z.B. kann ich mir keine Inhaltsanalyse vorstellen, die zu rekonstruieren vermöchte, wie nachhaltig und auf welche komplexe, vielfach transgenerational bedingte Weisen jenes Ins-Kino-Gehen Michas mit sozialpsychologischen Spezifika seiner Frühsozialisation in einer bäuerlichen Großfamilie zu tun hat, insbesondere mit der in diesem Fall stark ausgeprägten geschlechtsspezifischen Struktur von Familie und Herkunftsmilieu. Vor allem deshalb kann ich mir nicht vorstellen, bei diesem Material auf die sequenzanalytische Rekonstruktion zu verzichten und mich auf inhaltsanalytische Codierungsverfahren zu verlassen, weil diese Geschlechtsspezifika sich im Interview nicht nur direkt thematisch, sondern ganz wesentlich auch indirekt konflikt-dynamisch niederschlägt, so dass nicht nur Semantiken und Themen des Geschlechtlichen, Familiären und der Partnerinteraktion im engeren Sinn von Belang sind, sondern auch solche aus ganz anderen thematischen Bereichen, in denen die einschlägigen Beziehungs- und Handlungsdynamiken sich der Struktur nach ebenfalls niederschlagen. Zudem sind schon die Sequenzen, die thematisch dem Feld der Frauen- bzw. Männerbeziehungen zugehören, überaus umfangreich, reichhaltig sowie beziehungs- und psychologisch komplex. Da deshalb zur Codierungs-Perspektive der thematischen Phänomene eine weitere der erzähl-strukturellen sowie beziehungs- und psychologischen Phänomene ergänzt werden müsste, scheint es wenig aussichtsreich, die einschlägigen Erzählbelege mithilfe von inhaltsanalytischen Kategorien und Codes aufsuchen zu wollen – womit die Fragen der Auswertung noch gar nicht gestellt sind.

Des Weiteren würde eine Inhaltsanalyse nur schwerlich nachvollziehen können, wie sehr bei Michas Kino-Thematik auch das kulturelle, stark von kirchlich-katholischen Institutionen einer spezifischen Sorte geprägte Herkunftsmilieu lebens- und mediennutzungs-bestimmend war, obwohl es mit den thematischen Feldern Kino oder modernen Medien vorderhand nichts zu tun hat. Noch ferner müsste es dem Verfahren liegen, die transgenerational von den Eltern und Großeltern vermittelten, weit gehend unbewusst wirkenden und sich indirekt ausdrückenden Affekt- und Konfliktübertragungen zu erfassen, die gleichwohl – dies geht aus der jüngeren Psychotherapieforschung hervor (POSCHESCHNIK 2005, HIRSCH 2004, BOHLEBER 1998) – für die Lebensverläufe und (Medien-) Handlungsstrukturen von Menschen von großer Bedeutsamkeit sein können. Im Interviewmaterial von Micha müssten z.B. die Hinweise auf einen seiner Großväter und dessen familien-systemische und interaktions-dynamische Signifikanz isoliert und näher beleuchtet werden, und zwar u.a. aufgrund von Michas Erzählungen über die illusionistischen Zauberkunststücke, mit denen dieser Großvater die Familie unterhielt und die in Michas Kinderzeit subjektiv eine sozusagen prä-cineastische Qualität erreichte.

Dabei dürfte auch dieses Datum freilich nicht lediglich als konkret-thematisches kodifiziert werden, sondern müsste stets in der interaktionalen, transgenerationalen Signifikanz, die Michas Opa für ihn und die Familie hatte, befragt werden. Großväterliche Inszenierungen von multimedialen Zauberkunststücken mögen, auch und gerade wenn man ihnen eine prä-cineastische Qualität zutraut, mit allerlei transgenerationalen Übertragungen von narrativ unartikulierten Erfahrungen behaftet sein. Und die bisherige Rekonstruktionsarbeit der Handlungsstrukturregeln von Michas Lebensverlauf legt nahe, dass die familiendynamischen Einflussgrößen der transgenerationalen Übertragung in diesem Fall vor allem über das Relais dieses Großvaters auf seinen Enkel Micha erfolgte. Erst in dieser Perspektive kann dann nicht nur die generelle Kinovorliebe Michas als solche besser nachvollzogen werden, sondern auch seine Disposition, Kinogänge in spezifischen Lebensphasen als eine quasi antidepressive Maßnahme zu nutzen. Für dergleichen Zusammenhänge dürfte eine Codierung nicht viel mehr leisten können, als alle den Großvater betreffenden Passagen zu isolieren und darüber hinaus eventuell alle Angaben über Beziehungserlebnisse Michas, die der Großvaterbeziehung strukturähnlich sind; und dies kann kaum ein ökonomisches noch überhaupt ein sinnvolles Vorgehen genannt werden.

Des Weiteren scheint es eher unwahrscheinlich, dass man die Rekonstruktion der berufsbiografischen Entwicklung Michas mit inhaltsanalytischen Mitteln bis zu jener Tiefenschärfe führen könnte, wie dies in dem von mir gewählten, sequenzanalytischen Verfahren möglich ist. Zwar ist Michas Studien- und Berufsweg zunächst ein explizit medienthematischer und scheint deshalb auch für eine inhaltsanalytische Medienbiografik gut zugänglich. Denn Micha wurde schon kurz nach einem einschlägigen Studium zum mit Abstand jüngsten Regisseur eines überregionalen Fernseh-Senders und später zum Drehbuchautor und Filmproduzenten, der zuletzt bei einem großen amerikanischen Studio in Los Angeles tätig war. Jedoch auch dieses Datum ist keineswegs medienbiografisch evident, sondern bedarf der Rekonstruktion der in ihm sich ausdrückenden entwicklungspsychologischen Sinn- und Funktionslogik. Und diese Notwendigkeit wird in diesem Fall umso fühlbarer, je mehr man Michas berufsbiografische Entwicklung bis dato in ihrer Gänze und Sequenzialität betrachtet und auf die Familiendynamik seiner Herkunftsfamilie zurückbezieht. Denn erst dann ist hinreichende Aufmerksamkeit für die nicht medienthematischen Aspekte gesichert, wie z.B. für den erklärungsbedürftigen Sachverhalt, dass Micha trotz der großen Faszination, die er ursprünglich für das Kino und die Arbeit an Filmen empfand, sich nach einigem Erfolg im Alter von 36 Jahren in namenloser Ernüchterung und Desillusionierung ganz und gar von diesem Berufsfeld abwandte, um erneut ein Studium in einem anderen Bereich aufzunehmen. Diese Wendung ist umso bedeutsamer, als sie einer Handlungsweise entsprach, die sich in der

Sicht auf die gesamte Lebenserzählung Michas auch in ganz anderen thematischen Feldern als übergreifendes Handlungsmuster des plötzlichen Abbruchs und Wechsels darstellen lässt.

Anhand dieser besonderen, hier nur skizzierten medienbiografischen Profilvermerkmale mag exemplarisch deutlich werden, dass sogar bei einem Lebensverlauf, der in ganz ausgeprägtem Maße ein medienthematischer und medientechnischer ist, dennoch die ihn bestimmenden Faktoren und Strukturregeln im Kontext von *Medienbiografie* im herkömmlichen Sinn kaum erschließbar sind. Auch deutet sich an, dass diese Strukturregeln von viel zu hoher Komplexität sind, als dass sie mittels inhaltsanalytischer Verfahren des Codierens sinnvollerweise zu erforschen wären. Sind sie doch Beziehungs- und Handlungsmustern geschuldet, die vermutlich auf eine familiendynamische und transgenerationale Genese zurückgehen und ihre Wirkungsschwerpunkte in der frühen Persönlichkeitsentwicklung Michas haben, was immer auch heißt, dass sie sehr vielgestaltige Ausprägungen zeitigen und in verschiedensten Semantiken und thematischen Bereichen in Erscheinung treten können.

Vor allem aber – und dies ist mir der in methodologischer Hinsicht wichtigste Punkt – muss die medien-interaktionale Fragedimension mit hereingenommen und methodologisch operationalisiert werden: Wie nämlich Micha mit dem von ihm gewählten Mediennarrativ mental interagiert und welche teils bewusstseinsfernen Wahrnehmungen, Erinnerungsassoziationen, (interaktionalen) Phantasien und psychodynamisch formierten Affekte beim Sehen eines von ihm als persönlich bedeutsam erachteten Films wirksam sind, dies nachzuvollziehen, wird m.E. der methodischen Ergänzung durch andere als inhaltsanalytische Auswertungsverfahren bedürfen. Und es wird bereits für die Interviewphase die Entwicklung von spezifischen Verfahren der Erhebung von subjektiven Medien-*Erlebnissen* notwendig sein. Das ist bereits wegen des individuellen Zuschnitts auf eine bestimmte Interaktion zwischen Person und Mediennarrativ naheliegend, in der zentrale Aspekte einer definiten „Mensch-Medien-Beziehung“ angenähert werden sollen (BACHMAIR S.98f.). Dabei muss die Rekonstruktion des Medienerlebnisses jedoch unbedingt auf der rekonstruktiven Auswertung eines narrativ-biografischen Interviews aufbauen können, weil sonst die biografische Dimension der durch lebensweltliche, familiendynamische und (früh-)sozialisatorische Faktoren bedingten Beziehungserfahrungen nicht hinlänglich präzise greifbar werden kann. Denn es ist ja damit zu rechnen, dass es die Erfahrungen genau dieser Dimensionen sind, die in der Medieninteraktion im Sinne von persönlicher (*medien-)*biografischer Arbeit – und somit möglicherweise auch des therapeutischen Durcharbeitens oder aber des kontraindizierten Ausagierens von fixierten Handlungsmustern – bearbeitet und psychodynamisch verändert werden (woraus sich auch die hohe Relevanz des Verfahrens für Fragen der pädagogischen Intervention ergibt).

Gerade im Medienerlebnis-Interview mit Micha zeigte sich dies auf sehr eindrückliche Weise: Dort nämlich wurde die Rekonstruktion eines ganz wesentlichen Aspekts von Michas Interaktion mit dem von ihm gewählten Film – bzw. seines unvermerkten biografischen Arbeitens mit ihm – erst vor dem Hintergrund der sequenzanalytischen Auswertung der lebensgeschichtlichen Thematik seiner Vaterbeziehung und seines Verhältnisses zu männlichen Beziehungspersonen begreiflich. Denn die Tatsache, dass der Film im wesentlichen eine – einigermaßen ungewöhnliche – Beziehung zwischen zwei Männern schildert, ist inhaltsanalytisch genauso evident, wie die Funktion, die diese Tatsache in Michas Filminteraktion hatte, nicht nur vorderhand unklar, sondern in diesem Fall auch ihm selbst bis dato vollkommen unbewusst geblieben war. Dies schlug sich zunächst vor allem darin nieder, dass das thematische Feld *Vater/Beziehung zu Männern* im Medienerlebnis-Interview für lange Zeit überhaupt keine Rolle spielte.

Als diese Thematik dann berührt wurde, hatte das bemerkenswerter Weise gleichzeitig auch die Folge, dass im Medienerlebnis-Interview ein lebensgeschichtliches Datum von großer persönlicher Bedeutsamkeit erschlossen werden konnte, das im dreistündigen, zu einem früheren Termin gehaltenen biografischen Interview gar nicht zum Vorschein gekommen war. Dort nämlich hatte Micha – zu seiner eigenen großen Überraschung – versäumt, von einer für ihn überaus bedeutsamen Freundschaftsbeziehung zu erzählen, die ihn über fast zehn Jahre hinweg in seinen 20ern und frühen 30ern mit einem Mann im Alter seines Vaters verband. Er sprach dann diesbezüglich von einer „Mentorenbeziehung“ zu einem „Ersatzvater“, über den er „heute sagen würde, dass er die wahrscheinlich wichtigste Beziehung in seinem Leben“ war, weil dieser Mentor ihn durch Rat und kontinuierliche Präsenz „aus einer absolut verlorenen Situation gerettet“ hat, in der er zwar beruflich erfolgreich war, „aber kein Selbstbewusstsein“ hatte, nicht wusste, „wo es hingehen sollte“ und in zum Teil exzessiven Weisem dem Alkohol zusprach. Von hier aus konnte dann genauer rekonstruiert werden, dass und inwiefern ein wesentlicher Aspekt von Michas Beziehung zu diesem (Lieblings-)Film in der medial gestützten biografischen Arbeit an seinen lebens- und familiengeschichtlichen Erfahrungen mit dem Vater und weiteren männlichen Mentorenbeziehungen zu sehen ist und wie Micha, während er diesen Film in sich aufnimmt, mit diesen – unbewussten, ko-präsenten – Erfahrungen mental umgeht.

Dass diese Thematik erst in der insgesamt fünften Gesprächsstunde – beim zweiten Termin bzw. beim Medienerlebnis-Interview – zum Vorschein kam, weist auf die hohe methodologische Wechselseitigkeit der Rekonstruktion von Lebensgeschichte und Medieninteraktion hin und damit auf ein besonderes Potenzial dieses Verfahrens: Denn das Medienerlebnis-Interview hatte hier sozusagen die positive Nebenwirkung, dass ein neues und hoch bedeutsames biografisches Datum überhaupt erst aufgefunden und funktionsdynamisch nachvollzogen werden konnte; gleichzeitig

bleibt es selbst als Verfahren in der Auswertung stets unabdingbar auf das vorgängige biografische Interview angewiesen. Erst im synoptischen Bezug auf beide Interviews ergeben sich die fallspezifischen medienbiografischen Befunde.

Diese methodologische Wechselseitigkeit macht darauf aufmerksam, dass die Relevanz von psychologisch versierter Medieninteraktions(-Forschung) gerade auch für die klassische Biografie- und Sozialforschung höher sein könnte, als man vorderhand vielleicht annehmen würde – und zwar in zweifacher Hinsicht: (1) zunächst grundlagentheoretisch, weil Medienhandeln, d.h. die mentale Interaktion der Person mit ihren Lebenswelten zweiter Ordnung, als spezifische Handlungsebene des mentalen, biografischen Arbeitens der Person (im sozialen Kontext) in den Blick kommt, und (2) in methodologischer Konsequenz, insofern sich das Medienerlebnis-Interview somit als ein u.U. besonders wirksames Ergänzungsverfahren für die Erforschung von Lebensverläufen und anderen sozialwissenschaftlichen Gegenständen anbietet.

Insgesamt ist festzustellen: Angesichts der Unschärfe, die die Position der bisherigen Medienbiografie-Forschung im brisanten Spannungsfeld zwischen einem quantitativ und qualitativ konnotierten Selbstverständnis auszeichnet, gilt es eine genauere konzeptuelle und methodologische Differenzierung anzustreben: Michas biografische Medieninteraktion zu begreifen, d.h. die Prozesse der medial gestützten biografischen Arbeit, die er in seiner persönlichen Nutzung von Mediennarrativen unwillkürlich leistet, in einer Weise zu rekonstruieren, die der psychologischen Komplexität dieser Prozesse gerecht wird, scheint mir jedenfalls jenseits der Grenzen einer auf Codierungsverfahren aufbauenden Inhaltsanalyse zu liegen. Umso weniger berechtigt scheint die Annahme, dass die Verfahren der Codierung und inhaltsanalytischen Auswertung „auch für eine kleinere Anzahl von Interviews“ geeignet sind (PROMMER S.408).

In einem Forschungsdesign wie dem von PROMMERs Studie nämlich wäre es angesichts des Interviewmaterials Michas bereits mit dem allgemeinen Befund getan, dass er eine Person ist, die zeitweise der Motivation des Aus-Lebensfrustration-ins-Kino-Gehens folgte. Nach den genaueren biografischen und psychodynamischen Zusammenhängen dieser Handlungsform oder überhaupt nach der Handlungslogik eines spezifischen Medienerlebnisses würde nicht weiter gefragt. Hierbei stünden dann allenfalls Beobachtungen dergestalt in Aussicht, dass dieses Aus-Lebensfrustration-ins-Kino-Gehen eventuell eines der beiden Geschlechter mehr oder weniger betrifft, in der west- oder ostdeutschen Stadt häufiger auftritt oder mit anderen quantitativ konnotierten Sozialparametern (z.B. Familiensituation, Ausbildung, Freizeitsituation, Lebenszufriedenheit) korreliert. Dergleichen Befunde mögen historisch und soziologisch bemerkenswert sein; angesichts von theoretischen und praktischen Fragen der Medienpädagogik

und gemäß dem ausdrücklichen Impuls der „biografisch orientierten Pädagogik“, dem die qualitative Medienforschung begrüßenswerter Weise so nahe steht (MIKOS & WEGENER S.10, NEUSS S.152), scheint es mir jedoch angezeigt, darüber hinaus daran zu arbeiten, auch die Entwicklung zu einem fallspezifisch einlässlicheren und psychologisch versierteren Ansatz von Medienbiografie-Forschung voranzutreiben. Nur so wird man – um mit MIKOS zu sprechen – tatsächlich jene „unbewussten Bedingungen des sozialen Lebens“ mit berücksichtigen können, „von denen Lévi-Strauss als den eigentlichen und originären Forschungsgegenständen einer Ethnologie gesprochen hat“ (S.92).

xxx 3.4 Die schätzenswerte Qualität von qualitativer Forschung: Zu ideologiekritischem Eifer und wissenschafts-fröhlichem „Gaga“.

Eine ganz andere theoretische Gefährdung nicht nur der Medienbiografie-, sondern der qualitativen Medienforschung überhaupt soll hier ebenfalls etwas ausführlicher angesprochen werden. Zwar ist erfreulicher Weise nur eine kleine Zahl der Beiträge des Handbuches von ihr betroffen, zudem – mit einer Ausnahme – nicht sehr stark; sie ist jedoch für den Bereich insgesamt nicht ganz untypisch und die genauere Auseinandersetzung mag schon deshalb lohnend sein, weil die Gefahr besteht, dass unversehens hohe wissenschaftsstrategische Risiken eingegangen und auch empfindliche Einbußen der Qualität von Forschung hingenommen werden. Gemeint ist die Emphase der ideologiekritischen und politisch-emanzipatorischen Wirkungsabsicht von engagierter Sozial- und Medienwissenschaft wie auch eine ihrer fachgeschichtlich jüngeren Transformationsformen: jene post-modernen, post-ideologischen, post-kritischen etc. und sich eventuell als Impuls des Empowerment verstehenden Theorieambitionen, die nicht selten etwas verächtlich und jedenfalls nicht hinlänglich präzise als theoretisches Gaga bezeichnet werden.

Der Wirkungsimpetus der Sozial- und Medienwissenschaften, der darauf abzielt, eine gesellschaftlich verantwortliche, aufklärende und mitunter auch kritisch-engagierte Funktion zu erfüllen, und die es der Öffentlichkeit erlauben soll, in einen Spiegel der (Selbst-)Reflexion zu blicken und entsprechende Veränderungsakzente zu setzen, ist natürlich überhaupt nicht in Abrede zu stellen; er ist angemessen, ja unabdingbar und bedarf deshalb auch der stetigen Sorge darum, dass er als essenzielle Zielperspektive von qualitativer Forschung funktionsfähig bleibt. Gerade methodengestützte qualitative Forschung wird sich dem stets verpflichtet fühlen und ist bestens disponiert, zu dieser Funktion der reflexiven gesellschaftlichen Selbstbetrachtung beizutragen. Auch soll gar nicht bestritten werden, dass Ideologiekritik ein durchaus respektable, historisch notwendiger Teil der Geschichte der Medienwissenschaften wie auch ihrer Vorläufer war, z.B. der

politisch und gesellschaftlich engagierten Kräfte der Geistes- und Sozialwissenschaften der bewegten 70er- und 80er-Jahre.

Jedoch: Wenn heute aus gewissem Abstand umso deutlicher erkennbar wird, dass bestimmte Neben- und Nachwirkungen des engagiert-ideologiekritischen Impetus die Handlungsfähigkeit der wissenschaftlichen Verantwortungsfunktion mitunter auch stark gefährdet hat, ist eine eingehende Selbstüberprüfung erforderlich, wie auch die Abwägung, ob man nicht die emphatische Rhetorik und kämpferische Metatheorie sowie eine gewisse, damit einhergehende methodologische Diffusion hinter sich lassen sollte, die doch im Grunde nur während jener bewegten Jahrzehnte adäquat oder jedenfalls unvermeidbar scheinen konnte. Denn: Wissenschaftsstrategisch riskant ist der emphatisch vorgetragene politisch-kritische Impetus schon deshalb, weil man ihm heute aus vielerlei sachlichen, historischen und auch aus affektiv-milieubedingten Gründen kaum mehr positive Aufmerksamkeit zuwenden mag. Es besteht also die Gefahr, dass dergleichen Positionierungen zunehmend in Isolation geraten, worunter dann unfehlbar ihre Anschlussfähigkeit für andere Forschungsbereiche und weiter gehende Arbeitsnetzungen leiden würde. Wissenschaftlich riskant und mitunter fahrlässig ist der politisch-kritische Impetus jedoch vor allem auch deshalb, weil die kultur- und ideologiekritische Emphase zumeist mit methodologischen Schwächen und Transparenzdefiziten einhergeht, was nicht notwendig der Fall sein müsste. Zumeist nämlich greift sie auf recht kurzatmige und spekulativen Hermeneutiken des ideologischen Textsinns und seiner mutmaßlichen Kontextimplikationen zurück, die zudem das grundsätzliche Problem unterschätzen, dass, wer ideologiekritisch, politisch und moralisch schlussfolgert, beinahe zwangsläufig selbst auf den tönernen Füßen eines weltanschaulichen Ansatzes steht. Und da dieser, nur weil man ihn für den Ausdruck eines richtigen Bewusstseins halten mag, noch lange nicht aufgehört hat, Ideologie zu sein, bewegt man sich letztlich auf den epistemologisch ungesicherten Gedankenbahnen des Meinungshaften. Im Grunde nämlich werden hier Methode und Habitus der älteren hermeneutischen Geisteswissenschaften beerbt, und zwar genau dort, wo man sie doch eigentlich am wenigsten beerben wollte, im Emphatischen und Spekulativ-Hermeneutischen sowie (bürgerlich) Weltanschaulichen.

Umso mehr verdient die Frage, inwiefern diese Sorte wissenschaftsgeschichtlich bedingter epistemologischer Probleme auch die heutige qualitative Medienforschung noch betrifft, besondere Aufmerksamkeit: Eher in Spurenelementen tritt sie im Handbuch z.B. dort in Erscheinung, wo mit Entschiedenheit gefordert wird, dass bei der sozialwissenschaftlichen Forschung über Alltag und Mediatisierung einer „Politik der Anerkennung“ der „Lebenspraktiken der anderen“ zu folgen ist (MIKOS, S.91f.). Denn die Prämissen von methodengestützter, wissenschaftlich selbstreflexiver Forschungstätigkeit müssten doch eigentlich ohnehin genau diese Grundhaltung vollkommen

selbstverständlich vorgeben, weshalb für eine „Politik“ im eigentlichen Sinn hier gar kein rechtes Wirkungsfeld vorliegt – und auch nicht etabliert werden sollte; was freilich nicht heißt, dass etwa kein Anlass und keine Möglichkeit bestünde, *wissenschaftspolitische* Forderungen zu formulieren, die gleichwohl auf einem anderen Blatt zu stehen kommen müssten, schon weil sie dort eine relativ größere Wirkung entfalten können.

Gleichermaßen selbstverständlich berechtigt, aber eben auch grundlegend fehlplaziert scheint die in dieser Logik folgerichtige Forderung, dass es bei Forschung „auch um die Stärkung der handelnden Subjekte in ihrem Selbstaussdruck [geht]“ und dass die ForscherIn „Partei ergreifen“ soll, „für Lebensentwürfe und kulturelle Praktiken jenseits der bürgerlichen Normalbiographien“ (MIKOS, S.91f). Fraglos zwar kann die Förderung von „Selbstaussdruck“, das zeigen Jahrzehnte kultur-, psycho- und sozialwissenschaftlicher Forschung, pauschal als eine taugliche gesellschaftliche Grundempfehlung gelten. Und insofern bisherige historische Erfahrung mit erdrückender Beweislast zeigt, dass „kulturelle Praktiken“ jenseits der jeweiligen sozialen Normalpraktiken um ihre Möglichkeit des Selbstaussdrucks zu fürchten hatten, mag auch der zweiten Forderung eine generelle Gültigkeit zugesprochen werden. Wird doch nicht im geringsten zu bezweifeln sein, dass es „genügend Beispiele“ dafür gegeben hat, „wie populäre Medienpraktiken von ‚Anderen‘ aus einer dominanten moralischen Warte oder vermeintlich kulturkritischen Position verurteilt wurden: Reality-TV, tägliche Talkshows, [...] Horrorfilme [...] *Bog Brother* [...]“ (ebd.)

Nur eben fragt sich, ob es nicht grundsätzlich verfehlt ist, politische Forderungen dieser Art direkt an die Forschung zu stellen, und man sich – wie bereits angedeutet – nicht präzisermaßen darauf beschränken sollte, wissenschaftspolitische Forderungen an die Institutionen von Forschung zu stellen, wo sie dann auch entsprechend differenziert, verhandelt und ggf. ausgefochten werden können. Was die Wissenschaft selbst und die je spezifischen Untersuchungsprojekte anbetrifft, wären sie allenfalls an die grundlegende Verpflichtung auf Wertungsenthaltsamkeit und das Bemühen um die methodische Absicherung ihrer Schlussbildungen zu erinnern, wo immer sie diese zu vernachlässigen oder zu verletzen drohen; und die Aufforderung zur „Politik“ ist bereits stark in der Gefahr, mehr noch: kann doch eigentlich gar nicht umhin, selbst solch eine Verletzung darzustellen.

Dass, was auf den ersten Blick vielleicht als eine begriffliche Haarspalterei zwischen Wissenschaftspolitik und einer in politischer Motivation gegründeten Wissenschaft anmutet, doch nicht belanglos ist, mag sich in den obigen Passagen z.B. bereits darin abzeichnen, dass, wo von der „Stärkung der handelnden Subjekte in ihrem Selbstaussdruck“ die Rede ist, gar nicht unzweifelhaft geklärt ist, ob die Forscher oder die Beforschten oder aber beide gemeint sind. (Und

damit sind die wesentlich kniffligeren Fragen dahingehend, was genau und in welchen Grenzen und mit welcher Art von „Stärke“ gefestigt werden soll, noch gar nicht berührt.) Ist doch zum einen von der „Identitätsarbeit der Forscher“ die Rede, „die sich am Anderen und seinen Medienpraktiken im Alltag abarbeiten“ sollen, und sind wohl bei jenem „Selbstaussdruck der handelnden Subjekte“ die Beforschten gemeint, denen hier gleichwohl keine zweifelsfreie grammatische Subjektposition verliehen wird, bevor sich die Semantik der „Politik der Anerkennung“ direkt anschließt. Und in diesen semantischen und syntaktischen Unschärfen deutet sich eine grundsätzlichere und folgenschwere epistemologische Problematik an. Zwar mag im Zuge von Forschung unwillkürlich eine „Identitätsarbeit“ und ein „Sich-Abarbeiten“ der Forscher statt finden, wie auch eine „Stärkung“ des „Selbstaussdrucks“ und der Handlungskompetenz der Beforschten; und dies ist fraglos begrüßenswert und wird im übrigen den Kriterien einer zu explizierende Forschungsethik zu genügen haben. Jedoch können dergleichen Begleiterscheinungen nicht zu konzeptionellen Zielen der Forschung erhoben werden, ohne dass die Qualität und Tiefschärfe der zu erarbeitenden Befunde in Gefahr gerät. Denn wer die „Subjekte“ der Beforschten (und auch die „Identitätsarbeit der Forscher“) „stärken“ will, wird zwangsläufig das wissenschaftliche Ziel kompromittieren, sie nüchtern methodengeleitet zu erforschen.

Wenn dann wenige Zeilen später ausdrücklich davon gesprochen wird, dass „Sinnverstehen [...] von einem hermeneutischen zu einem politischen Projekt [mutieren]“ soll (S.91), befindet man sich flugs inmitten einer nicht zu unterschätzenden Problemkonstellation. Denn zunächst freilich muss über einer dermaßen weit reichenden „politischen“ bzw. polit-epistemologischen Zielsetzung vollkommen aus dem Blick geraten, wie viel bereits gewonnen wäre, wenn hermeneutisches Sinnverstehen, bevor es etwa in ein „politisches“ Projekt einmündet, immerhin zu einem methodenkontrollierten *handlungs-rekonstruktiven* Projekt würde und sich somit von aller rein textlogischen, spekulativ-interpretativen und eventuell entsprechend kurzschlüssig engagierten (Kultur-)Kritik abhöbe. Vor allem aber muss ein Ansatz, der die Mutation von Sinn-Verstehen zu politischem Arbeiten fordert, als wissenschaftlich ganz und gar inakzeptabel gelten, weil er Gefahr läuft, in Zweifelsfällen mit der Drangabe des „Hermeneutischen“ unvermerkt jegliche wissenschaftliche Methodik einer „politischen“ Agitation aufzuopfern. Gilt doch auch hier – um es in ganz anderen Worten zu sagen – jene russische Spruchweisheit, die daran gemahnt, dass, „wenn die Fahnen wehen“, der wissenschaftlich-methodische „Geist in der Trompete [ist]“. Umso ominöser mutet an, wenn Mikos im Zuge seiner politisch-idealen Emphase an einer Stelle lakonisch anmerkt, dass sich „der Medienforscher“ angesichts „der Komplexität des Feldes“, nicht selten „hinter allerlei Methodologie [versteckt]“ (S.88), als ob Methoden prinzipielle Störfaktoren

wären und dieser „Komplexität“ allein mit politischem Engagement, inspirativer Methodenfreiheit und einem vortheoretischen Begriff der „alltäglichen Realität“ zu begegnen wäre. In dieser Hinsicht macht sich die Gesamtanlage dieses Bandes ungenügend bemerkbar. Denn Mikos vermag an dieser Stelle auf alle konkreten Belange der methodischen Umsetzung des „politischen Projekts“ getrost zu verzichten, weil all dies gänzlich separat in den Teilen *Forschungsdesign*, *Erhebungsmethode* und *Auswertung* behandelt wird.

Diese epistemologische Problematik wird auch durch noch so integere Absichten nicht neutralisiert werden können, und am guten Willen der AutorInnen wird man wirklich keinerlei Zweifel haben können. Soll doch die Position der „moralischen [D]ominanz“ und „kulturkritischen [V]erurteilung“ ausdrücklich vermieden werden (S.91), und wird doch unterstrichen, dass es gilt, „die Menschen in ihren Lebensäußerungen ernst zu nehmen“ und „sich nicht aus der überlegenen Warte moralischer Alleinherrschaft über sie zu erheben und auf sie hinabzublicken“. Wer aber auch heute noch politische Ambitionen unmittelbar in die Konzeption von Forschungstätigkeit mit einbringt, dessen Arbeit nimmt neben allen sich daraus ergebenden epistemologischen Problemen zwangsläufig auch das Risiko in Kauf, selbst in Verfahrenslogiken der „Dominanz“ und „Moral“ zu geraten und die nüchterne Haltung der Rekonstruktion zu verlassen? Denn welche Politik käme ohne den Versuch aus, Dominanz zu erlangen und spezifische Moralen einzurichten. Und dies mag ganz unvermerkt selbst dann noch geschehen, wenn man „die traditionell marxistische Vorstellung“, „dass Kultur [...] im Rahmen einer dominanten Ideologie“ zu stehen habe, inzwischen ablehnt (Winter, S.54).

Man müsste nur der Anschaulichkeit halber z.B. die Kontrollfrage stellen: Wie sollte denn eigentlich mit jenen „Subjekten“ verfahren werden, deren „Stärkung“ aus „politischen“ Gründen wenig wünschenswert scheint, über die mehr zu erfahren aber aus wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen durchaus wichtig wäre? Ein nahe liegendes Beispiel hierfür sind die – bezeichnenderweise stets vernachlässigten – Fragen der Täterforschung im Bereich des historischen wie auch des aktuellen (Neo-)Nazismus. Inwiefern also sollen auch die mitunter durchaus „[un-]bürgerlichen [...] kulturellen Lebenspraktiken“ von gewalttätigen Neonazis „gestärkt“ werden? Und je mehr aktuelle rechtsextreme Lebenspraktiken und Ausdrucksstile inzwischen auch Elemente der (Jugend)Kulturen von Punk, Autonomen und Antifa übernehmen, desto komplexer gestaltet sich auch diese Frage (BAER 2007). Inwiefern also und unter Maßgabe welcher Prämissen könnte es sinnvoll sein, im Zuge narratologischer Herangehensweisen auch den „Selbstaussdruck“ dieser Klientel zu „stärken“? Diese keineswegs rein rhetorisch gemeinten Fragen weisen jedenfalls auf die beträchtlichen epistemologischen Untiefen einer in obiger Weise politisch intendierten Forschung hin, was immerhin zum Anlass genommen werden könnte und muss, die

Position von gesellschaftlich verantwortlicher qualitativer Medienforschung weiterhin zu differenzieren.

Als in dieser Hinsicht besonders gefährdet wird man Arbeiten des *Cultural Studies*-Ansatz erachten müssen, in dem sich die politische Emphase schwerpunktmäßig abbildet und der im Handbuch vor allem von Rainer WINTER vertreten wird. Dort wird auch deutlicher erkennbar, dass es sich bei jenen Unschärferelationen von Forschung und Politik nicht nur um ein rein terminologisches Problem handelt. Die *Cultural Studies* sind seit den späten 70ern der „Analyse des Verhältnisses von Erfahrungen, medialen Texten und sozialen Kontexten“ verpflichtet (S.50). Sie nehmen Medien im Sinne einer „radikalen Kontextualisierung“ wahr (GROSSBERG in MIKOS & PROMMER S. 165) und verstehen sich nicht so sehr als inter-, sondern als „transdisziplinär“ im Sinne von „Bricolage und Perspektivenvielfalt“ (S.50). Dabei konzentriert sich dieser Ansatz insbesondere auf die dekonstruktivistische Analyse und „Entlarvung“ von „Machtstrukturen“ sowie auf die Beschreibung von „Formen des Widerstandes“ und wendet sich energisch gegen die „positivistische Agenda“ anderer, nicht immer namentlich genannter Forschungsansätze (ebd.). In diesem Sinne verstehen die *Cultural Studies* sich als „interventionistische Theorie und Forschungspraxis“. Auch folgen sie darin neuerdings einem „performative turn“, der die Möglichkeiten von Forschung als „reflexive Performance“ und „(Auto-)Ethnographie“ sondiert (ebd.).

Klassische Studien der 80er Jahre werden angeführt, die z.B. beschrieben, wie „Jungs aus der Arbeiterklasse“ Formen der „aufmüpfigen Gegenkultur“ entwickelten, dabei jedoch keine „Transformation ‚realer‘ Herrschaftsstrukturen“ herbeiführen konnten, so dass der Widerstand „vergeblich“ blieb und die „Reproduktion sozialer Ungleichheit“ obsiegte. Ähnlich wurde über die Rezeption von vermeintlich „trivialen“ Liebesromanen durch junge Frauen geurteilt; diese könne, so heißt es, „eine grundsätzlich positive Bedeutung haben“, weil das „Sich-Verlieren im Lesen“ von den „sozialen Pflichten“ entlaste. Zudem sei diese Lektüre als „kreatives und widerständiges Element“ der Alltags- und Medienerfahrung zu „erfassen“, in dem „weibliche Sinnangebote“ gegen das „Patriarchat aus[ge]spielt“ werden können (S.52).

Es fällt mir persönlich nicht leicht, einen solchermaßen emanzipatorisch und machtkritisch inspirierten Ansatz streng zu hinterfragen, obwohl dies tröstlicher Weise eine der wirksamsten Möglichkeiten sein wird, ihn zu schützen und zu bewahren. Denn schon in konzeptueller Hinsicht bleibt bei den angeführten Studien vollkommen unklar, wie man über allgemeine deskriptive oder emphatische Attribute wie *positiv*, *machtstruktur-dynamisch*, *trivial*, *entlastend*, *kreativ*, *widerständig*, *subversiv* oder *vergeblich* hinaus zu tragfähigen qualitativen Kategorien, Kriterien und Arbeitsbegriffen gelangen könnte, die operationalisierbar und interdisziplinär oder auch nur

schulenübergreifend konsensfähig wären. Dabei scheint der emphatische Anspruch, die Forschung möge „kritisch“, „politisch“ und „interventionistisch“ sein und „die kreativen und widerständigen Elemente alltäglicher Erfahrung erfassen“ (S.51), die begrifflich-konzeptionellen Schwächen wett machen zu wollen. Auch hier fragt sich also, ob, wer interventionistisch zu sein sich vorsetzt, sich dadurch nicht gleichzeitig behindert, uneingeschränkt wissenschaftlich zu sein, und ob, wer „Herrschaft“ und „Widerstand“ als kategorialen, nicht mehr weiter differenzierungs- und erklärungsbedürftigen Begriff und als Essential von Handlungssteuerung begreift, nicht zwangsläufig große konzeptuelle Schwierigkeiten heraufbeschwört. Und in strategischer Hinsicht fragt sich, ob nicht gerade die qualitative Forschung stark darauf achten sollte, eine klare Differenzierung zwischen wissenschaftlicher Arbeit und gesellschaftlicher Implementierung der Ergebnisse zu vollziehen, um nicht unnötige Einbußen an wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit und Überzeugungskraft hinnehmen zu müssen.

Was die Präsentation des *Cultural Studies*-Ansatz im vorliegenden Handbuch angeht, muss deshalb vor allem die Frage interessieren, auf welche Weise die hohe theoretische und politische Emphase methodologisch eingelöst wird. Und dies ist mitunter bedrückend. Zwar nämlich erhält Rainer WINTER im Auswertungs-Teil des Bandes Platz für einen zweiten Beitrag, den er dem Stichwort *Interpretative Ethnografie* widmet. Jedoch wie wird dies genutzt? Noch ein wenig schwindlig vom ersten, grundlagentheoretischen und programmatischen Beitrag stellt die/er LeserIn im zweiten Text fest, dass auch hier, wo man doch eigentlich die Explikation von Methode und Auswertungsverfahren erwarten dürfte, nur noch mehr emphatische Theorie und Politik gegeben wird, wie auch Kulturkritik, und zwar verblüffender Weise von genau jener Art, die die qualitative Forschung laut BACHMAIER doch hinter sich lassen wollte, weil in der Tat nicht hinnehmbar ist, dass „populäre Medienpraktiken von ‚Anderen‘ aus einer dominanten moralischen Warte oder vermeintlich kulturkritischen Position verurteilt wurden“ (S.91).

WINTER möchte das bestimmt auch nicht; jedoch er verweist pauschal auf „Hollywoodfilme“, um mit Norman DENZIN die genauso altbekannte wie pauschale „Diagnose der Veralltäglichung visueller Kontrolle und der Dominanz des voyeuristischen Blicks“ zu stellen, der der „Durchdringung der Gesellschaft durch den Blick der Kamera“ Vorschub leistet, so dass es letztlich „eigentlich kein Original [...], sondern nur Modulationen“ geben kann – worin man mühelos Jean BAUDRILLARDs *Simulakrum* und Fredric Jamesons *Pastiche* erkennt (S.554f.). Im selben Atemzug wird dann auch über die „steigende Zahl der Überwachungskameras auf öffentlichen Plätzen“ gehandelt, „die in der Regel ohne Proteste akzeptiert werden“, als ließen sich anhand von dergleichen Befunden über die „'Cinematic Society', in deren Zentrum der Blick der Kamera als mobiles panoptisches Auge“ steht, differenzierte methodologische

Einschätzungsfragen über die Qualität und Funktion der Medieninteraktion von Menschen bzw. Gruppen klären.

Und an dieser Stelle mag es vielleicht lohnend sein, wenn ich, dem „performative turn“ folgend, mich selbst für einige Momente dazu hinreißen lasse, ganz „performativ“ zu sprechen, im Sinne der „reflexiven Performanz“ freilich (S.50), und dies bedeutet zweifellos, auch meinen emotionalen Reaktionen performativen Raum zu geben: Dergleichen Rhetorik geht mir nämlich gehörig auf die Nerven, muss ich sagen. Über die Jahre ist es mit mir dahin gekommen, dass mir inzwischen bereits die widerständige und theorie-politische Geste als solche unangenehm aufstößt, rein geschmacklich sozusagen. Und dies ist bemerkenswert, denn das sage ich als einer, der – wenn denn „politisch“ zu sprechen wäre – durchaus stets als aufrechter Verteidiger von emanzipatorischen, inklusiven, partizipativen und verfahrenskritischen Politiken einzuschätzen wäre und der sich deshalb mit umso bangern Gefühlen fragt, inwiefern die eher traditionell, restriktiv und interdisziplinaritäts-scheu gestimmte VertreterInnen von Wissenschaft und Öffentlichkeit es vermöchten, sich mit jener „Widerstands“-Emphase zu verständigen, geschweige denn in Kooperation zu gelangen.

Aber was soll's! Performativ gesprochen, kann ich nicht umhin: Wenn ich heutzutage lese, dass „die Kultur eine visuell dominierten Medienkultur [ist], in der dramaturgische Inszenierungen die Oberhand gewonnen haben“ (S.557), dann fange ich inzwischen unwillkürlich an zu gähnen. Und wenn der Text dahingehend fortfährt, dass sich die „Bedeutungen als politische Konstruktionen [entpuppen]“ (S. 558) und „dass wir in einer Secondhand-Welt von Bedeutungen leben“, die durch die Medien vermittelt werden und die deshalb einer „Intensivierung von Reflexivität“ bedürfen, gähne ich noch mehr, obwohl und gerade weil dem überhaupt nicht zu widersprechen ist. Und wenn mir dabei einfällt, dass der Beitrag eigentlich Genaueres über Auswertungsverfahren erhoffen ließ, werde ich ungehalten.

Nur wenn ich lese, dass die Analyse dieser Medien die „conditions of freedom“ aufsuchen müssen, jenen – letztlich noch Adorno verpflichteten – Durchschein der Wahrheit also, den die kultur- und medienindustriellen Produkte immer schon verdecken (S.55), muss ich ein wenig schmunzeln, ein geschmerztes Schmunzeln freilich; denn methodologisch hilfreich und zeitgemäß finde ich das auch nicht. Und spätestens, wenn mir neuerlich versichert wird, dass „in der zeitgenössischen Medienkultur [...] eine Dekonstruktion der diskursiven Oppositionen von Fakten und Fiktionen erforderlich [ist]“, und ich immer noch nicht erfahre, wie das denn genau gemacht bzw. erforscht werden soll, runzle ich die Stirn, frage mich, ob man mir was verborgen werden soll – und gähne wieder (S.555). Und dass das Gähnen, wie man aus der Psychodynamik weiß, nicht selten als Affektabwehr fungiert, als Abwehr von Aggression nämlich, muss ich leider rundheraus

zugestehen. Denn wenn ich dann zum soundsovielten Male lesen muss: „The voyeur is the iconic postmodern self“; und: „Adrift in a sea of symbols, we find ourselves all, products of the cinematic gaze“, und wenn ich dann aus Erfahrung weiß, es wird nicht mehr viel Neues dazu kommen, egal wie lang der Text ist, dann schlage ich nicht nur die Buchdeckel zusammen, sondern: es fliegt das Buch in die entferntest liegende Ecke des Zimmers! – Soviel Performanz muss wohl tatsächlich sein. Dabei mag ich Bücher. Und auch WINTERS Anliegen sind mir nah; insbesondere die Zuwendung zu Offstream-Kulturpraxen, wie auch der aufrichtige Wille, selbstreflexiv „Autoethnographie“ zu betreiben.

Als Bilanz jedoch bleibt zunächst nur: Es wurden zwei Handbuchbeiträge von insgesamt 17 Seiten im Wesentlichen mit Programmatik und mitunter vagen Grundlagentheorien sowie mit manchen vorseilenden Verteidigungen gegen zumeist namentlich ungenannte und inhaltlich unexplizierte Kritiken gefüllt, wobei im zweiten Beitrag auf sieben Seiten sieben längere En-bloc-Zitate von nur einer Theoriereferenz eingebracht werden (Norman DENZIN), was schon formal einem Huldigungsverhältnis näher kommt, als einer theoretischen Grundlegung. Die Rede mündet dann mitunter in eine „drift“ und in einen „sea of symbols“, der ausdrücklich deshalb ausgegossen wird, weil es alle „illusions of a stable world“ aufzulösen gilt. Die spätzeitliche Transformationsform der insgeheim an ihren hohen Ansprüchen verzweifelt habenden politischen Emphase ist die Morgenröte des fröhlich-theoretischen Gaga, das sich – endlich gut gelaunt – in den Strudel der flottierenden Signifikanten begibt.

Bei alledem wird nur auf einer knappen Seite allgemein über „neue Methodologie“, einen Modus des „reflexiven Interviews“ und nichts zu Fragen der Auswertung geschrieben (S.557f.). Auch sind die auf die Interviewtechnik bezogenen Hinweise wenig ergiebig und teilweise bedenklich, denn es heißt, dass das reflexive Interview reflexiv d.h. „dialogisch“, „aktiv“ und „auf Mitarbeit angelegt“ ist. Das hört sich ein wenig wie Anything-Goes an, und man fragt sich, wie dabei der Gefahr Rechnung getragen wird, dass: where anything goes, nothing goes anywhere really. Wenn zudem „die Identitäten von Interviewer und Interviewten in den Hintergrund treten“ sollen, eine „Konversation entsteht“, „eine Geschichte gemeinsam erzählt [wird]“ und „eine moralische Gemeinschaft von Forschern und Informanten“ entsteht (S.553), dann wird jede methodenbewusste qualitative ForscherIn sich berechtigte Sorgen machen müssen. Lassen doch solche Verfahrensrichtlinien einen bedenklichen Abgrenzungsverlust der Forschungspartner erkennen und Befürchtungen dahingehend entstehen, dass schon die Interviewphase ein dezidiert politisches, aber jedenfalls kein streng methodenkontrolliertes Projekt darstellt. Auch fragte sich: Wieso eigentlich soll man aus einem für die qualitative Methodologie nach heutigem Stand kaum maßgeblichen Titel (DENZIN 2003) in Erfahrung bringen, dass dessen Autor einen

Interviewmodus anstrebt, der „dialogic and respectful“ sowie „a tool of intervention“ ist und „structures of oppression“ aufdecken möchte, wenn man bei ROSENTHAL, FISCHER-ROSENTHAL, LUCIUS-HOENE & DEPPERMAN oder RIEMANN und nicht wenigen anderen sehr viel detailgenauer und nüchterner nachlesen kann, wie man qualitative und narrative Interviews methodenkontrolliert führen und auswerten kann – AutorInnen, deren Nennung man im gesamten Handbuch vergeblich sucht?

Wenn ich noch einmal persönlich sprechen darf: Ich bin seit zwei Jahrzehnten in den Geistes- und Kulturwissenschaften tätig, die auf verschiedenste Weisen zwar nicht ausdrücklich von politischen, aber doch von ideellen, idealistischen und auch ideologischen Emphasen geprägt sind, z.B. denen des Wahren, Schönen und Guten an und für sich oder auch von elaborierteren Ideologemen und Ontologismen zur *autonomen Kunst*. Und diese idealistischen Emphasen werden vielfach beschworen, philosophisch kontempliert oder durchgängig impliziert, zumeist unter dem Leitstern von einschlägigen Interpretationsgewohnheiten, deren Begriffe und Sichtweisen uneingeschränkte institutionelle Verbindlichkeit genießen und sich auf vielfältige und durchaus „widerständige“ Weise gegen jegliche wirklich weit reichende, auch handlungstheoretisch und psychologisch versierte Öffnung von Gegenstandsbereich, Theorie und Methode zur Wehr setzen. Ich habe mich deshalb zunehmend an (sozial-)psychologischen Ressourcen orientiert und der qualitativ-empirischen Kulturwissenschaft zugewandt, was in den Geisteswissenschaften unüblich ist – und auch nicht eben wohl gelitten.

Das allerletzte, was ich deshalb im qualitativen Bereich zu lesen bekommen will, sind emphatische, philosophische, idealistische und ideell-politische Kontemplationen, sei es über die Wahrheit des „politischen gegenüber dem hermeneutischen“ Projekt, sei es über den Wert von „Bricolage und Perspektivenvielfalt“ oder über den „cinematic gaze in the postmodern age“, in dem wir alle – unterschiedslos – „Voyeure“ und „Perverse“ sind (S.554). Das allerletzte, was ich als von den Philologien gebeutelter Literaturwissenschaftler mir von der qualitativen Medienforschung erwarte, sind philosophische Kontemplationen und ergriffene Bekenntnisse, die sich über weite Strecken als genialische und mitunter sogar hysterisch anmutende Texte lesen lassen. Denn diese sind ja eigentlich schon als Performanz zumeist nicht sonderlich unterhaltsam, wobei hinzukommt, dass man ihnen oft nicht eigentlich folgen kann, weil sie im Grunde daran appellieren, ihnen Glauben zu schenken (WEILNBÖCK 2007a, b.). Und wo es um die Arbeit an Fragen des menschlichen Handelns zu tun ist und auf rekonstruktive Weise intersubjektiv tragfähige Befunde erzielt werden sollen, ist dies wenig hilfreich.

Nun gut – genug also des „Performativen“! Auch lässt aufatmen, dass das Handbuch von diesen Phänomenen im Ganzen nur am Rande betroffen ist. Festzuhalten ist jedoch auch, wie

bedenklich und selbstgefährdend diese theoriehabituellen Verführungen sind, die vielleicht in den beiden Beiträgen WINTERS am deutlichsten aufscheinen, aber keineswegs auf das Handbuch oder die Cultural Studies beschränkt sind, sondern auch anderenorts im weiten Feld der qualitativen Forschung auftauchen und das Renommee dieses Arbeitsfeldes aufs Spiel setzen. Um hierzu auch einen Beitrag aus dem Band AYAS & BERGMANN anzuführen, wäre beispielshalber auf Susanne REGENERs Kapitel über *Visuelle Kultur* hinzuweisen (das sich allerdings ausdrücklich dem „Programm der Cultural Studies“ verpflichtet fühlt; S.451). Ähnlich denen WINTERS thematisiert der Beitrag zentrale Aspekte der „heutigen digitalen Bildkultur“ und „sich ausbreitenden Hybridkultur“ (S.435) und stellt angesichts von Internet, Webcam und neuen Medien die wichtige Frage, „wie neue Kulturtechniken und Bildpraktiken die Darstellung des Menschen, möglicherweise den Menschen selbst, verändern“ (S. 438). Jedoch: anschließend werden kaum irgend methodologische oder sachliche Aspekte angerissen oder einschlägige Forschungen referiert; vielmehr breitet die Autorin eine essayistische Zusammenstellung von Thematiken, Beobachtungen, Befürchtungen und Wertungen aus, die durchaus verständlich bzw. überzeugend – im feuilletonistischen Sinn – sein mögen, aber im Grunde völlig unfundiert bleiben.

Neben zwei avantgardistischen Fotoprojekten, die auch den Vorschein einer produktiven, kritischen Nutzung von Bildmedien evozieren zu sollen scheinen, wird vor allem das Internet und die Webcam thematisiert und negativ kommentiert. „Der User ist in ein Netz versponnen: Voyeurismus und Exhibitionismus, Überwachung und Selbstdarstellung [...]“ so hebt ein Unterkapitel an und kommt dann kurz auf die „ständig steigende Überwachung“ zu sprechen, sowie auf die latent paranoiden oder mindestens desorientierenden „öffentlichen Debatten über Selbstmordattentäter und Amokläufer“, in denen der präzise Blick für das „Böse“ und die „Bedrohung“ verloren geht; ferner wird der „grenzüberschreitende (!) Mediengebrauch“ der Fotos aus dem irakischen Foltergefängnis Abu Ghraib angerissen und die vom „Porno-Chic [beeinflusste] Amateur-Fotografie“ im Netz (S. 443ff.). Wenige Zeilen später vollzieht sich der Gedankensprung zu Foucaults „panoptischem Sehmashinen-Paradigma“ und Deleuzes „Kontrollgesellschaft“. Später wird dann die Homepage als „Technologie des Selbst“ begriffen, die „in steigendem Maß eine Technologie der Verbildlichung (Picturalisierung) und weniger eine der Verschriftlichung (Skriptualisierung)“ sei (S.474).

Und wenn hiermit ein anderes Unterkapitel schließt, beeilt sich der implizite Leser, empört in jener Picturalisierung pauschal das Böse, Schlechte oder zumindest das Besorgniserregende zu erkennen und in der Verschriftlichung das Gute, von den neuen Medien Bedrängte, denn der implizite Leser würden sich sonst in diesem Text nicht wohl fühlen können, der viele Gefühle und Impulse erregt und kaum Befunde und Differenzierungen zur Verfügung stellt. Dieser Strategie

entsprechend wird dann verlässlich auch über „die fotofähigen Mobiltelefone“ die generelle Aussage getroffen, dass sie „das telematische Bild auf anderer Ebene fortsetzen und ständig körperliche Präsenz und Nähe suggerieren“, also „Immersion“ betreiben, und dies wiederum ist auf undeutliche Weise wertungshaft negativ konnotiert, insofern es bei „telematischen Prozessen [...] nicht mehr nur um Abbildung, sondern um Verschmelzung [geht]“ – was immer das heißen will.

Als wollte der Text selbst performativ in Szene setzen, worüber es eigentlich zu schreiben, mehr noch: vorurteilslos zu forschen gälte, dass nämlich „die User von verschiedenen Wirklichkeiten umzingelt [sind]“ und sich positionieren müssen, was nun aber vielleicht den meisten Usern irgendwie – und die Frage wäre: wie genau – gelingen mag, nicht aber diesem Text, es sein denn um den Preis, sich einer doch nicht mehr ganz neuen kulturkritischen Lamentation über die Fragwürdigkeit der neuen Medien im großen und ganzen hinzugeben, anstatt ergebnis-offene Forschung zu konzipieren, deren Methoden und theoretischen Ressourcen zu sondieren und einschlägige Arbeitsbereiche anzuführen. Und so ist es im Grunde ein dauernder Appell, sich kulturkritische zu empören, der diesen Grundlagenbeitrag über visuelle Kultur und neue Blickkulturen zusammenhält – und, es muss gesagt werden, der auch über den Mangel eines irgend differenzierten Befundes hinweg täuscht, wie auch über die Notwendigkeit einer genauen, methodologisch reflektierten Rekonstruktion der evozierten Gegenstände.

Dieses vage, vielfach implizite Lamento wird lediglich durch einige periodische Interpunktionen unterbrochen, die man einem Motiv der ‚Koketterie mit subversiven Nutzungsvarianten‘ zuordnen könnte. Das drückt sich z.B. darin aus, dass die „Partizipation“ der „User“, die in diesem Beitrag zumeist als „wildes Agieren“ (S.442f.), williges Sich-an-Entfremdung-Gewöhnen und illusionäre Selbstverblendung über die unwirkliche Netz-Kommunikation u.ä. verdächtigt wird, zwischendurch auch einmal als Aspekt einer „möglicherweise neuen, alternativen [Nutzung-]Strategie“ erwogen und beispielshalber auf eine hier zur Abwechslung einmal emanzipations-optimistisch ausgelegten „Auflösung der Gender-Dichotomie im Cyberspace“ hochgerechnet wird (S.450). Letztendlich jedoch werden die „neuen Selbstdarstellungsformen“ etwa des Web-Fotoalbums mit Georg Christoph THOLEN pauschal der „Prostitution des Privaten“ zugeordnet, „die man schon in den alten Medien bei den Affekt-Talkshows der privaten TV-Sender oder den televisuellen *Big-Brother*-Formaten studieren kann“ (S.451).

Doch, „studieren“ sollte man sie in der Tat, und dabei darauf verzichten, sie vorab mit wohlfeilen kulturkritischen Tiraden zu überziehen. zumindest nicht dort, wo man sich der Verpflichtung auf Wissenschaftlichkeit unterwirft. Umso mehr ist REGENER dort zuzustimmen, wo sie daran gemahnt, „epistemisch zu denken [...] und zu fragen, in welcher Beziehung ein Foto

zum Raum, zur Wirklichkeit, zu den Subjekten“ und „umgebenden Texten“ steht (S.438). Denn nur die sorgfältige Rekonstruktion dieser – psychisch vermittelten - Beziehung kann weiter reichende Aufschlüsse erzielen über jene begreiflichen und durchaus nicht unplausiblen sozialkritischen Befürchtungen. Und der interessierte Leser kann entlassen werden aus jener – wissenschafts-textuell mediatisierten – Doppelbindung, die auffordert, die neuen Medien schrecklich schön zu finden, sie also zugleich und abwechselnd als schrecklich entfremdet und schön subversiv einzuschätzen und fürderhin im engagierten Hin-und-Her auf genauere Klärungen zu verzichten.

Die dadurch verursachte methodologische Selbstgefährdung sollte jedenfalls nicht unterstützt werden. Denn z.B. WINTER gerät ja in den Turbulenzen seines kulturkritischen Impetus mitunter unversehens dahin, implizit in Abrede zu stellen, dass es „grundlegende Sinnstrukturen gibt, die durch Analyse aufgedeckt werden können“ (S.554). Und auch wenn er das sicherlich so nicht wörtlich gemeint haben kann (sondern in Abgrenzung zu „journalistischen Reportagen“ und „naturalistischen Studien der Chicago School“ sagt), ist doch dergleichen Rhetorik der skrupulösen Zerknirschung bei qualitativen AutorInnen immer einmal wieder anzutreffen, obwohl sie ihn doch eigentlich so wenig nötig hätten. Eines ihrer Kennzeichen ist jene Melancholie der Unmöglichkeit jeglichen Fremdverstehens, in der dann nicht ohne eine gewisse Inbrunst darauf beharrt wird, dass „begründete Zweifel angebracht [sind], ob die Forscher überhaupt in der Lage sind, das Medienhandeln im Alltag der Menschen zu verstehen“ (BACHMAIR S.89). Der aporetische Gestus dieser Melancholie ist eigentlich von zutiefst geisteswissenschaftlich-philosophischer Provenienz; ein empirischer, handlungswissenschaftlicher Ansatz kann und sollte ihn von sich weisen.

Zudem handelt es sich hier um einen Skrupel und eine Inbrunst, die man nur dann so empfinden wird, wenn man die gleichermaßen strengen wie schützenden methodischen Verfahrenweisen der qualitativen, rekonstruktiven Erhebung und Auswertung noch nicht in ganzer Fülle schätzen gelernt hat. Diese nämlich erlauben es sehr wohl, das eine oder andere zu verstehen – freilich nicht auch schon, umgehend die bestehenden Machtstrukturen zu ändern. Manchmal ist es gerade der Mangel an methodischer Kontrolle und Transparenz, der die Befürchtungen von epistemologischen Grundlagenproblemen bis ins schier Unermessliche anwachsen lässt, so dass dann scheinbar kein „Verstehen“ und keine „Analyse“ mehr erzielt und keine „Sinnstrukturen“ mehr ermittelt werden können. Hier kommt sozusagen das emphatische Ungefähr des hermeneutisch-ideologiekritischen Interpretationsansatzes als Bumerang der erhaben-erdrückenden Unermesslichkeit und Komplexität des Gegenstandes zurück geflogen, und hinterlässt: Melancholie – eine wahrlich nicht sehr forschungsfreundliche Stimmung.

Die Tücken von dergleichen in die qualitative Medienforschung hineinreichenden philosophischen Rhetoriken mögen mitunter auch ernste forschungsethische Probleme nach sich ziehen, wo immer sie die Beziehung zu den Menschen, mit denen gearbeitet wird, betreffen. Wenn nämlich jener Mangel an methodischer Absicherung sich mit einem falsch verstandenen politischen Ethos der Ungleichheitsbehebung und des Empowerment der Beforschten verbindet, dann zeigt sich die Kehrseite jener gut gemeinten, aber differenz- und abgrenzungs-vergessenen „moralischen Gemeinschaft von Forschern und Informanten“, in der vor lauter Gleichheit „die Identitäten von Interviewer und Interviewten in den Hintergrund treten“ will (S.557f.). Und diese Kehrseite besteht nach wie vor in spezifischen Transformationsformen einer alten wissenschaftlichen Arroganzversuchung: So stellt MIKOS – mit einer wiederum geradezu geisteswissenschaftlichen Melancholie – ein weiteres „auswegloses Dilemma“ fest, das eigentlich keines sein muss: Die Forschungsbeziehung ist „grundsätzlich von Asymmetrie gekennzeichnet, muss aber, um Ergebnisse zu zeitigen, als symmetrisches Verhältnis inszeniert werden“ (S.89). Und dies ist kein einmaliger Lapsus: MIKOS bekräftigt ausdrücklich, was sensu Rolf LINDNER im Jahre 1981 gesagt wurde: „Der Forscher muss im Interaktionsverhältnis mit den Menschen, die er untersucht, eine Symmetrie der Beziehung vortäuschen, und er muss fürchten, dass er dabei enttarnt wird“ (ebd.).

Um Himmels willen! Dieser Forscher möchte man wirklich nicht sein müssen – im Übrigen auch nicht der Beforschte. Und man kann froh sein, dass dergleichen Zwangssituation gar nicht besteht. Denn selbstverständlich muss keine der Methoden der qualitativen Forschung sich wirklich den Zwang auferlegen, „eine Symmetrie der Beziehung vorzutäuschen“, sei es das qualitative oder das narrativ-biografische Interview oder die Gruppendiskussion und nicht einmal die teilnehmende Beobachtung; und wem es so scheinen mag, hat nur eben versäumt, wichtige methodologische Vorkehrungen zu treffen. Denn einzig geboten ist die ethische Grundanforderung, ein respektvolles und persönlich zugewandtes Verhältnis herzustellen. Ansonsten gilt: Reichhaltige und erhellende Ergebnisse erzielt man genau dann, wenn man sich nicht damit aufhält, die Asymmetrie gegenüber den am Projekt teilnehmenden Menschen zu bestreiten, Menschen die im übrigen in gut-asymmetrischer Weise ihre ganz eigenen, persönlichen Interessen mitbringen werden und ihren Gewinn aus ihrer Beteiligung ziehen mögen.

Die Melancholie der unvermeidlichen Asymmetrie schlägt sich in anderer Weise auch dort nieder, wo WINTER den Kritikern der Arbeiten von John FISKE einräumen zu müssen glaubt, dass FISKE „als Forscher vorgibt, die Bedeutungen der Praktiken der Untersuchten besser zu verstehen, als diese selbst“ (S.53). Es geht also in der Tat um jene alten Verführungen der bloß meinungshaften Überheblichkeit des Forschers und der wissenschafts-bewehrten Bevormundung

der Beforschten, die nicht selten im Windschatten von hehren politischen Veränderungsambitionen mitgeführt wurde. Diese Verführungen scheinen aber noch in WINTERs problembewusstem Zugeständnis in zweifacher Hinsicht unbewältigt. Denn zum einen muss Forschung, die von ideologischer, meinungshafter und hermeneutischer Besserwisserei, aber eben auch von zwiespältig-geflissentlicher Symmetrie-Verpflichtung getrieben ist, in der Tat vermieden werden. Und zum anderen wird über alle Angst vor Verstrickungen in Anmaßung und Schuldbewusstsein nicht selten verkannt, dass Forschung doch gerade dazu da ist, dass Sachverhalte „besser verstanden“ werden, als die Betroffenen sie eh schon ad hoc verstehen und erklären können, und dass das kein Problem sondern einen Gewinn darstellt, solange man methodisch transparent und forschungs-ethisch integer vorgeht. Und auch wenn z.B. BOHNSACK an anderem Ort in verständlichem, ja ethischem Skrupel vor der seines Erachtens vermessenen Annahme warnt, dass der Soziologe „mehr wisse als die Akteure oder Akteurinnen (wie dies für objektivistische Ansätze charakteristisch ist)“, dann räumt er doch gleichzeitig ein, dass diese Akteure nur eben „selbst nicht wissen, was sie da eigentlich (implizit) alles wissen“ (BOHNSACK, MAROTZKI & MEUSER, Hg. 2006, S.41). Es ist hier also eine zumindest partielle, momentane Asymmetrie nicht nur unvermeidlich, sie ist darüber hinaus, genau besehen, doch eine ganz unverzichtbare Voraussetzung dafür, dass sich produktive Interaktion und Forschung überhaupt einstellen kann.

Ob die durch die Zerknirschung über ehemaliges wissenschaftliches Anmaßungsgebaren bedingte Beschwörung von „Symmetrie“ und „moralischer Gemeinschaft“ mit den Beforschten nun einem marxistisch inspirierten Egalitätsstatut verpflichtet ist oder einem zutiefst philosophisch-idealistischen Ethos der kosmischen Alleinheit, die sich – um mit niemand geringerem als Friedrich Hölderlin zu sprechen – einem poetisch-spirituellen Auf-dass-ein-Gespräch-wir-Sind anheim gibt, dies macht kaum einen Unterschied: Denn die durch diese „Symmetrie“-Beschwörung bedingte Haltung ist für die Forschung eher ungünstig. Ist doch die „moralische Gemeinschaft“, deren symbiotisch-übergiffige Latenz daran abzulesen ist, dass sie sich darauf angewiesen fühlt, sich mit den Übergriffen der „Täuschung“ durchzusetzen und die Kosten des „Ertappt-Werdens“ in Kauf zu nehmen, verengt den Blick und reduziert Möglichkeiten. Zu lösen ist sie nur dann, wenn man in ihr die Notwendigkeit erkennt, sich in der Forschungssituation in Erhebung und Auswertung einem festen methodischen Reglement anzuvertrauen, so dass man vor den eigenen Vorurteilen, kultur- und ideologiekritischen Grundüberzeugungen und anderen Anmaßungsversuchungen best möglich gesichert ist und deshalb vor jenen unleugbaren Asymmetrien keine Angst mehr haben muss.

Man wird also die Ansätze und Traditionen der qualitative Medienforschung vor bestimmten Aspekten ihrer selbst schützen müssen, gerade auch vor jeglichem überschießenden politisch-

gesellschaftlichen Anliegen, auf dass sie nicht in einem "See der Symbole" von Herrschaft und Widerstand und davon ausgehenden Abflüssen von theoretisch-methodischem Ungefähr versinkt. Denn es ist ja nichts falsch daran, sich um die „Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen“ im allseitigen Medienverbund kümmern zu wollen (BACHMAIR S.96f.). Und es ist nicht falsch, sich dabei an den Geist des Staatsvertrags zum Jugendmedienschutz zu erinnern, der fordert, dass die „Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten“ nicht durch Medien beeinträchtigt werden soll; ferner sich zu überlegen, wie unterstützt werden kann, dass die „subjektiven Einstellung [der Mediennutzer] zur persönlichen Erfahrung“ eine günstige „Ordnung“ finden und „Identität“ ermöglichen kann (S.106). Und dies schließt mediendidaktische Gesichtspunkte mit ein, die danach fragen, wie Erfahrungen der „Wirklichkeit von Fremdsituationen“ sowie von „widersprüchlicher Sinnhaftigkeit“ und Ambivalenz gemacht, verarbeitet und „integriert“ werden können, wie also in der spätmodernen Unübersichtlichkeit von Werten und Normen „Persönlichkeitsentwicklung als Entwicklung von Subjektivität“ erfolgen kann (S. 101f. mit Karl HURRELMANN 1998, S.98). Die Frage ist also, wie dergleichen rahmensetzende Fernziele im Auge behalten werden können, ohne dass methodengesicherte Vorgehensweisen kompromittiert werden und das Risiko der „selbstverschuldeten Irrelevanz des qualitativen Offstream“ eingegangen wird, das Norbert Groeben auf dem Zweiten Berliner Methodentreffen im Jahre 2006 zum Thema hatte.

xxx 4. Desiderate einer qualitativen Kultur- und Medienforschung

xxx 4.1 Theoretische Desiderate

Diese recht grundsätzlichen Erwägungen meinerseits sollen keinesfalls in Vergessenheit geraten lassen: An der fachlichen, theoretisch-methodologischen Konstituierungsleistung, die der Band erbringt, kann kein Zweifel bestehen (vgl. HILGER 2007). Ein Handbuch der qualitativen Medienforschung in deutscher Sprache gab es bislang nicht. Dass es vorliegt, ist verdienstvoll und hilfreich. Und von hier aus, wie auch von AYAß & BERGMANN (2006), wird die weitere Theorie- und Methodendebatte ihren Ausgang nehmen und ohne Zweifel manche Bewegungen der Erweiterung, aber auch Konzentration und Differenzierung zeitigen, die z.B. auch dazu führen mögen, dass künftig die ausschließlich deutsch(sprachig)en AutorInnen durch einige internationale Stimmen ergänzt werden.

Diese Entwicklungsdimension im Auge habend, wird nun jeder, der ein solches Handbuch aufschlägt, Stichworte vermissen, die er als unabdingbar oder zumindest wünschenswert erachtet. Einem Handbuch über ein junges, zwischen verschiedenen disziplinären Stühlen sitzendes

Arbeitsfeld, wie die qualitative Medienforschung es ist, wird es umso mehr so ergehen, als dessen LeserInnen unterschiedlicher akademischer Herkunft und von entsprechend vielfältigen Interessen geleitet sind. Zudem mag, wenn sich dann über die 13 theoretischen Beiträge hinweg – wie bereits angedeutet – eine gewisse Wiederholungsdynamik der Grundbegriffe und Denkfiguren einstellt, der Wunsch entstehen, auch jenseits des Referats der im engeren Fachkreis gängigen Theorietraditionen einige weiter führende konzeptionelle Dimensionen erschlossen zu bekommen, die auch die bereichsübergreifenden Theoriesynergien einer interdisziplinären Kulturwissenschaft zu sondieren versuchen. Denn gerade in diesem interdisziplinären Potenzial liegt m.E. die besondere Chance der qualitativen Medienforschung. Ihr müsste es leichter fallen, innovative Theorie- und Methodenentwicklungen anzustoßen, gegen die sich z.B. die Geistes- und Literaturwissenschaften, die das älteste der Medien verwalten, seit langem sträuben. Das größte und notwendigste Ziel wäre es deshalb, Fragestellungen und Arbeitsweisen zu erschließen, die Text- und Handlungswissenschaften effektiv zusammenführen.

Welche also sind die theoretischen Ausblicke – und damit zusammenhängend natürlich auch: die methodologischen Ergänzungen –, die noch denkbar und eventuell wünschenswert wären?

Da ist allem voran, wie gesagt, das Desiderat der Medien-Psychologie. Wenn die qualitative Medienforschung tatsächlich die „Innenwelt der Gefühle, Träume, Körperempfindungen, Erfahrungen [...]“ der MediennutzerInnen berücksichtigen möchte (BACHMAIR S.98) und sich – mit weniger emphatischer als präziserer Terminologie – der „sozial-, entwicklungs- und tiefenpsychologisch“ verstandenen „Bedürfnisstruktur“ zuwenden will (NEUMANN-BRAUN S. 60), um hier nur zwei der vielen, dankenswert expliziten, aber weitgehend uneingelösten Proklamationen anzuführen, dann sollte man nicht versuchen, ohne die psychologischen Ressourcen, insbesondere die interaktional sowie entwicklungs- und psychodynamisch ausgerichteten Sparten der Psychologie, auszukommen. Man darf sich auch nicht dadurch abschrecken lassen, das manches, was im Moment unter dem Namen der Medienpsychologie firmiert, nicht immer in reinster Form „qualitativ“, sondern eben gemischt und auch experimentell ausgerichtet ist. Keinen systematischen Beitrag zur *Medienpsychologie* eingebracht zu haben, ist deshalb wirklich ein sträfliches Versäumnis, demgegenüber alle anderen der hier geäußerten Wünsche und Anregungen als Luxus erscheinen mögen.

Darüber hinaus scheint ein theoretisches Stichwort der *Narration* bzw. der *Narratologie* nahe zu liegen, und zwar aus mehreren Gründen. Zum einen ist der Begriff der Narration in den medienwissenschaftlichen Diskursen bereits vielfach präsent – wenngleich zumeist unterkomplex definiert, sei es als textuelles Konzept des Mediennarrativs, sei es als Diskurs-Begriff, sei es als Prinzip der Datenerhebung oder mitunter sogar als psychologisches Konzept der mentalen

Aktualisierung von Medienprodukten (mit ernsthafter theoretischer Ambition z.B. bei NEUSS, S.154f., auch WINTER S.555). Entsprechend häufig sind die Belege für *Narration* im – insgesamt allerdings etwas spärlich ausgestatteten – Index des Bands aufgeführt. Zum zweiten würde der Narrationsbegriff eine enge Verklammerung zwischen Theorie und Methodologie ermöglichen, eine Tatsache, deren Integrationseffekt in epistemologischer Perspektive nicht gering zu schätzen ist. Denn nicht nur ist *Narration/ Narrativ* eine hilfreiche Begriffsoption der Gegenstandsbeschreibung und theoretischen Modellierung. Sie ist – wie der Methodenteil des Bandes eindrücklich darlegt – auch ein Zentralbegriff der Daten-Erhebung und -Auswertung in der qualitativen Forschung überhaupt.

Darüber hinaus jedoch würde der systematische Einbezug des – zugegebenermaßen in sich sehr heterogenen – Feldes der Narratologie wie kaum ein anderes die Möglichkeit eröffnen, sich als Knotenpunkt von interdisziplinärer Arbeit zu etablieren (WEILNBÖCK 2006b). Denn Konzepte des Erzählens sind nicht nur in beinahe allen Philologien zu finden, wo sie freilich zumeist in einem deskriptiven, nicht-handlungstheoretischen Verständnis intendiert sind; die *Narration* ist darüber hinaus ein zentraler Begriff auch in der Geschichtswissenschaft sowie in der Soziologie und (Sozial-)Psychologie im allgemeinen, vor allem auch der Entwicklungspsychologie und der klinischen Interaktionsforschung (ANGES & McLEOD 2004, WEILNBÖCK 2006a, c). Wenn also Lothar MIKOS trefflich anmerkt, dass ein Text u.a. durch „seine *Narration* [...] die Bedingungen seiner Interaktion mit ihm deutliche mach[t]“ (S.164), dann wären vom Einbezug eines Stichwortes zur *Narratologie* – insbesondere zur psychologischen – wichtige Anregungen zur Erweiterung von Theorie und Methode der textuellen und medialen Interaktion zu erhoffen.

Dabei sind in dieser Überlegung im Grunde zwei Desiderate enthalten: (1) der Anschluss von bestimmten Arbeitsfeldern aus den philologischen Literatur- und Filmwissenschaften und (2) der Zugriff auf Ressourcen der entwicklungs- und tiefenpsychologisch versierten Psychologien und Interaktionsforschung, wie sie sich z.B. in der Kleinkindpsychologie sowie in der empirischen und psychoanalytischen Psychotherapieforschung artikuliert. Beide Bereiche erfahren in diesem Handbuch keine systematische theoretische Berücksichtigung, und die Möglichkeiten, die hier für die Medienforschung zu erschließen wären, gingen weit über das narratologische Interesse hinaus.

Zugegeben, das Feld der (tiefen-)psychologischen Interaktionsforschung ist selbst noch sehr jung, und man muss es also z.T. in entlegenen Bereichen wie der qualitativen Entwicklungspsychologie und Psychotherapie-Forschung eigens aufsuchen in seinen Anschlussmöglichkeiten sichten (z.B. POSCHESCHNIK 2005, WEILNBÖCK 2006d). Unübersehbar ist jedoch, dass sich dort wichtige grundlagentheoretische Weiterentwicklungen dahingehend abzeichnen, wie menschliche Interaktion in sozialer und mentaler Hinsicht

funktioniert, was immer auch für Medien-Interaktion relevant ist, und welche Beobachtungsdimensionen bei ihrer Erforschung zu berücksichtigen sind.

Des Weiteren zugegeben sei – und dies ist bereits angeklungen –, dass die Literatur- und Filmwissenschaft, wie alle Philologien, von ihrem Selbst- und Gegenstandsverständnis her in erster Linie texttheoretisch-deskriptiv (oder aber philosophisch-ideologisch oder ideologiekritisch) und nicht interaktionsanalytisch und psychologisch angelegt sind. Wenn also ein qualitativer Medienpsychologe aufbräche und in den Geistes- und Literaturwissenschaften nach theoretischem Beistand suchte, da er ergänzend zu seinen Rezeptionsstudien mit ProbandInnen gerne auch – handlungstheoretische – Analysen der Texte und Medienprodukte erstellen würde, die diese ProbandInnen thematisieren, dann ergeht es ihm, wie Michael CHARLTON mündlich in einem DFG-Kontext berichtete: CHARLTONs Suche nach interdisziplinärem Beistand musste bald erfolglos abgebrochen werden, und sie kann auch gar nicht erfolgreich sein: Denn die überwiegend texttheoretischen Philologien können aus prinzipiellen Gründen für die handlungstheoretischen Fragen der qualitativ-empirischen Psychologie kaum wirklich anschlussfähig sein.

Aber zumindest an den Rändern des philologischen Mainstream gibt es einige Aktivitätsbereiche, mit denen eine Zusammenarbeit durchaus möglich und lohnend scheint. Da ist z.B. die empirische Literaturwissenschaft und eine – zumeist psychoanalytisch aber mitunter auch empirisch und experimentell ausgerichtete – Literaturpsychologie (vgl. z.B. die Zeitschrift für Medienpsychologie). Ferner zu nennen wäre die Tradition der psychoanalytischen Literatur- und Filmwissenschaft. Zwar wird man hier von den für qualitativ-empirische Ansätze furchtlosen, rein philosophisch-spekulativen und an poststrukturalistischen Philosophemen und/oder orthodox Freudianisch inspirierten Zugängen absehen müssen (WEILNBÖCK 2007a, KANSTEINER & WEILNBÖCK 2007a, b); und dadurch mag ein großer Teil dieses Bereichs umschrieben sein. Demgegenüber hat die neuere Literatur-Psychoanalyse, wie sie z.B. im Umkreis der Freiburger literaturpsychologischen Gespräche oder auch von Einzelinitiativen vertreten wird und zunehmend auch von Nicht-PhilologInnen, viel Wegweisendes vorgelegt.

Um nur einige der jüngeren Beispiele anzuführen: Malte STEINs Arbeit über die erzählerische Verarbeitung von innerfamiliärer Übergriffigkeit und Gewalt im Prosawerk Theodor STORMs vermag es, bisher unerschlossene literarische Bearbeitungen von psychosozialen Destruktionsdynamiken und eskalativen Handlungsmodi zu bergen, die bis ins Zentrum der Textstruktur hinein bestimmend sind. Dabei kommt Stein gerade auch über die bekannten Texte STORMs, wie z.B. den *Schimmelreiter*, zu Schlussfolgerungen, die einer psychologisch versierten Lese- und Medieninteraktionsforschung entgegenkommen, indem er überzeugend nachvollzieht, dass in STORMs Texten nicht nur ein profundes, erfahrungsnahes Wissen über

beziehungstraumatische Interaktionsformen in der zeitgenössischen bürgerlichen Gesellschaft niedergelegt sind, sondern auch treffliche Intuitionen über deren transgenerationale Weitergabe in der Generationsfolge (im *Schimmelreiter* in einer Vier-Generationen-Struktur) sowie über deren gewaltgenerierende und eventuell kriegsvorbereitenden Wirkungspotenziale. Da STEIN die strukturelle, narratologische Erzähltextanalyse mit einer gut fundierten psychodynamischen und psychotraumatologischen Auswertung verbindet, legt er eine Arbeitsweise vor, die in einem problemzentrierten (und nicht schulbildenden, theorieaffirmativen oder konjunkturrell bedingten) Verfahren Ressourcen mehrerer anderer Wissenschaftsbereiche heranzieht, um Fragen zu klären, die mit rein textwissenschaftlichen Mitteln nicht mehr erreicht werden können. Umso mehr sind seine Befunde geeignet, multimethodische Kooperationen mit qualitativer Forschung über entsprechende Leseinteraktionsphänomene (eventuell aber nicht zwingend von LeserInnen dieses Textes) einzugehen.

Ähnliches lässt sich über Bettina RABELHOFERs Arbeiten zu HOFMANNSTHAL, KAFKA oder SCHNITZLER sagen. In HOFMANNSTHALs *Märchen der 672. Nacht* z.B. zeichnet RABELHOFER überzeugend nach, inwiefern der Erzähltext in Form und Inhalt vielfach von auktorialen Intuitionen und implizitem Wissen über vorsprachliche, prä-narrative Erfahrungen einer beziehungs-traumatischen Frühinteraktion geprägt ist. Das Erfahrungsmaterial artikuliert sich in Gestalt von fantasmatischen Traumszenarien, aber auch in der „ästhetizistischen Weltsicht“ des Protagonisten insgesamt, die RABELHOFER mit FISCHER/RIEDESSER als „traumakompensatorisches Schema“ erkennbar macht (S. 262), wie sich auch der Zusammenhang zwischen „ästhetischem Hedonismus“ und psychotraumatisch bedingter „Anhedonie“, d.h. der Unfähigkeit zu intensiven Empfindungen von Freude und Lust, erschließt (S. 265). In dieser Weise rekonstruiert RABELHOFER verschiedene Formen der literarisch-narrativen Äußerung im Blick auf spezifischen Formen des psycho- und beziehungs-traumatischen Erlebens, z.B. „Wiederholung[en]“ und Reinszenierungen von traumatogenen Erfahrungen, Affektpotenziale von Angst und reaktivem Zorn, die für psychotraumatologisch imprägnierte Erfahrungs- und Erzählmodi bezeichnende Auflösung des Zeitbewusstseins der Figur bzw. der Zeitstruktur des Erzählens, den textuellen Niederschlag von Deckerinnerungen bzw. von „zeit- und raumlosen Erinnerungsfragmenten“ sowie Phänomene des psychotraumatologisch bedingten (prä-symbolischen) Agierens der Hauptfigur, der auf unbewusst-gestische Weise die Struktur von erlittenen Beziehungs-traumata nachzeichnet. Und indem RABELHOFER all dies rekonstruiert, erarbeitet sie gleichermaßen handlungstheoretische wie psychodynamische Fragen am literarischen Text und trägt somit ebenfalls unversehens dazu bei, den Bereich der Literatur- und

Medienproduktanalyse für die qualitative, psychologisch versierte Lese- und Medienforschung zugänglich zu machen.

Dies geschieht in vergleichbarer Weise auch in Martina KOPFs Buch über die Texte der afrikanischen Autorinnen Assia DJEBAR und Yvonne VERA, die vor dem Hintergrund von Bürgerkriegen sowie von innergesellschaftlich und kolonialisierungs-geschichtlich bedingten Gewaltphänomenen in- und außerhalb von Familien vertiefte Einblicke in die psychosoziale Situation ihrer Heimatländer Algerien und Simbabwe geben. Schon im Roman *Nervous Conditions* von Yvonne Veras Schriftstellerkollegin Tsitsi DANGAREMBGA, wird die „bis dahin ungeschriebene [...] Geschichte schwarzer weiblicher Adoleszenz“ in der kolonialen Gesellschaft des Smith-Regimes im Rhodesien der 1960er Jahre deutlich (S. 161). Im unseligen Ergänzungsverhältnis der zwei korrespondierenden patriarchalen Strukturzusammenhänge des kolonialistischen und des traditionellen Kontexts stehen neben der verrohenden Bürgerkriegserfahrung diejenigen Erlebnisse von Inzest, Vergewaltigung und Gattenmord, die sich beim töchterlichen Opfer aus VERAs *Under the Tongue*, Zhizha, in Sprachverlust und dissoziativen Zuständen niederschlagen – dies in einem Kulturbereich, in dem so regelhafte psychotraumatische Folgereaktionen seitens des örtlichen Gesundheits- und Gemeinwesens gar nicht bekannt und vorgesehen zu sein scheinen. Zudem beginnt KOPF immerhin damit, Fragen nach der Rezeption dieser Texte durch die „aktiven und imaginativen ZuhörerInnen“ zu stellen (S. 201).

Einige weitere vergleichbare Arbeiten von beinahe durchweg nicht philologisch institutionalisierten AutorInnen können hier kurz angeführt werden. Marius NEUKOM wendet ein hoch systematisches und weitestgehend methodentransparentes Verfahren der psychoanalytischen Erzähltextanalyse auf einen Text von Robert WALSER an. Hannes FRICKE gibt psychotraumatologische Kommentare zu zahlreichen internationalen Roman-Bestsellern der letzten Jahre. Ich selbst versuchte mich u.a. an Ernst JÜNGERs Kriegsschriften mittels eines Konzepts der „borderlinien literarischen Interaktion“. JEAGGI/KRONBERG-GÖDDE legen eine Sammlung von psychodynamischen Einschätzungen verschiedener literarischer und ästhetischer Gegenstände vor. Astrid LANGE-KIRCHHEIM arbeitet nach Jahrzehnten der auch psychoanalytischen Exegesen von E.T.A. HOFFMANNs *Der Sandmann* bisher vollkommen ungesehene Phänomene von gewaltförmigen und psychotraumatischen Zusammenhängen heraus. Ähnliche Arbeiten legen auch die weiteren HerausgeberInnen des *Freiburger Jahrbuchs für Literatur und Psychoanalyse* vor, wie insbesondere an dem von Wolfram MAUSER and Carl PIETZCKER herausgegebenen Band zu Literatur und Psychotrauma und Gottfried FISCHERs Beitrag dort sowie seinem eigenem Band (2005) ersichtlich wird. Und Thomas ANZ (1996, 1998)

legt eine Geschichte von Literatur und Emotion vor und erinnert an die zutiefst psychologische Tradition der deutschen Dichtung seit dem achtzehnten Jahrhundert.

Gerade der in der neueren Literatur-Psychoanalyse vertretene *gegenübertragungs-theoretische Ansatz* scheint also geeignet, die oben monierte psychologische Tiefenschärfe von (biografischer) Medieninteraktion sowohl für den Interaktionspol des Textes als auch für den der rezipientenseitigen Interaktion theoretisch zu fundieren und entsprechende methodologische Weiterentwicklungen anzustoßen (PIETZCKER 1992, RAGUSE 1994, WEILNBÖCK 2003a, 2004³); zumal die zunächst nur erfahrungswissenschaftlich und spekulativ eruierten Phänomene der psycho-affektiven, zwischenmenschlichen *Übertragung* inzwischen zunehmend auch mit neurophysiologischen Mitteln bestätigt sind (Joachim BAUER 2006). Eine medienwissenschaftliche Diskussion von gegenübertragungs-theoretischen Ansätzen der literarischen und medialen Interaktion könnte also der genaueren Konzeption sowohl von textuell-narrativen Geschehenszusammenhängen als auch der sie betreffenden medialen Vermittlungs-, Rezeptions- und Aneignungshandlungen zugute kommen (KANSTEINER & WEILNBÖCK 2007b).

Durch die im Handbuch an mancher Stelle erfolgende sporadische Nennung der *psychoanalytischen Tiefenhermeneutik* wird dies jedenfalls nicht eingelöst werden können. Zwar wäre ein stärkerer Einbezug und vor allem eine damit einhergehende methodologische Weiterentwicklung der Tiefenhermeneutik allemal aussichtsreich, denn die psychoanalytische Symboltheorie LORENZERS, auf die das tiefenhermeneutische Verfahren aufruht, eignet sich sehr, um den theoretischen Ansprüchen von Sozialforschung zu entsprechen. In der Tat nämlich handelt es sich hierbei um keine „naive Anwendung der Psychoanalyse auf die Kultur“ (KÖNIG in BOHNSACK et al. 2006, S.156); vielmehr basieren die theoretischen Konzepte des „szenischen Gehalts“ von Texten/Artefakten oder Selbstäußerungen bzw. der darin enthaltenen symbolischen Interaktionsformen wie auch das methodologische Konzept des „szenischen Verstehens“ dieser Formen durch die Forschenden auf einem Gegenstandsverständnis, dass im psychischen oder textuellen Phänomen die ihm vorgängige „soziale Interaktion“ erkennt. Hier also können soziologische und psychologische Forschung sich treffen.

Jedoch wäre seitens der Tiefenhermeneutik zunächst auch die neueren psychodynamischen, objektverhältnistheoretischen und gruppenanalytischen Ansätze der Kultur- und Handlungstheorie

³ Eine ausführliche Neukonzeption dieses Ansatzes für die psychologische Literaturwissenschaft ist als Habilitationsmanuskript seit beinahe vier Jahren abgeschlossen und hatte umgehend ein Verlagsangebot erhalten. Wie dies im deutschen Universitätswesen bedauerlicherweise nicht ganz selten ist, dauern meine Bemühungen, als externer Kandidat mit dieser für die deutschsprachigen Geisteswissenschaften ungewöhnlichen und innovativen Ansatz eine Habilitation zu erlangen, noch an, so dass die im eigentlichen Sinn wissenschaftliche Debatte über den Ansatz – wie auch mein berufliches Fortkommen – seit Jahren blockiert ist. Die Arbeit mit dem Titel xx wird bald möglichst erscheinen.

sowie deren qualitativen Methodologien mit einzubeziehen, die sich seit den Siebzigerjahren weitgehend neben und nicht zusammen mit der Tiefenhermeneutik entwickelt haben. Denn man kann nicht umhin einzugestehen: Im Vergleich mit den verschiedenen Kategorien und Perspektiven, die z.B. bereits die Operationale Psychodynamische Diagnostik (OPD 2001) aufwirft und die bei weitem nicht das differenzierteste, aber doch eine überaus brauchbares Kompromissmodell von Konzeptionen der menschlichen Abwehr- und Ermöglichungsmechanismen darstellt, ist die seit gut dreißig Jahre nicht wesentlich unveränderte LORENZERSche Symbol- und Interaktionstheorie und ihre Basisunterscheidung von sprachlichen und unmittelbar-sinnlichen Interaktionsformen unterkomplex.

Auch müssten darüber hinaus die uneingestanden methodischen Probleme, von denen die Tiefenhermeneutik in Erhebung wie Auswertung betroffen ist, einlässlich diskutiert und behoben werden (JESCH 2003, HECHLER 2005, S.136-156, HECHLER & WEIRNBÖCK 2002). Allzu oft wird der zentrale Verfahrensschritt der „Gruppeninterpretation“ (KÖNIG ebd. S.157) unvermerkt zu einer stark leiterzentrierten und ideologiekritisch fokussierten Diskussion von verschiedenen Deutungsoptionen. Eine in der therapeutischen Praxis der psychoanalytischen Gruppenanalyse begründete dynamische Offenheit der Gruppenmatrix- und Gruppenprozessbildung wird so kaum zu erreichen sein, die gleichwohl ein vorzügliches Instrument der Datenerhebung über ästhetische oder soziale Interaktion sein kann (WEIRNBÖCK 2002a, b, 2003b).

Ferner wäre das Auswertungsverfahren zu aktualisieren und methodisch zu festigen, wozu sich die methodenstrengen Verfahren der abduktiv vorgehenden sequenziellen Hypothesenbildung anbieten würden. Allzu häufig übersteigen die interpretativen Schlussfolgerungen von tiefenhermeneutischen Verfahren nicht die Plausibilität von rein theorie-affirmierenden Befunden, die jedoch einer Prüfung ihrer intersubjektiven Nachvollziehbarkeit zumeist kaum stand zu halten vermögen. Auch wird es kein Zufall sein, dass die Tiefenhermeneutik im großen Kreise der qualitativen Ansätze zwar nach wie vor respektiert oder zumindest geduldet wird, aber kaum jemals in eine anderes, multi-methodisches und nicht schon psychologisch ausgerichtetes Forschungsdesign mit einbezogen wird. Psychodynamische Kompetenz wird sich jedoch nur dann nachhaltig geltend machen können, wenn sie auch von anderen Verfahrensansätzen angefragt werden kann und methodisch hinreichend abgesichert ist.

Im Zuge einer solchen methodischen Weiterentwicklung und Absicherung müsste freilich der Referenzrahmen der evaluativen Einschätzung wesentlich erweitert und differenziert werden. Denn hier wird eine andere Hypothek der Siebzigerjahre erkennbar, deren Bewertungsvollzüge aufgrund des ideologiekritischen (und wohl auch politischen interventionistisch motivierten) Referenzrahmens nicht selten in binärer Schwarz-weiß-Logik strikt zwischen „aufklären[den]“ und

„manipulativen Sinnangeboten“ zu unterscheiden sich vornimmt, oder zwischen „schöpferischen“, „unbewussten“ und „kreativen“ Prozessen/ Lebensentwürfen einerseits und „symptomatischem“ oder „blind-bewusstlosem“ „Agieren“ andererseits, was dann pauschal Handlungsfeldern der „Herrschaft“ bzw. „neuen Handlungsspielräumen“ zugewiesen wird (ebd. S.157f.), wobei zumeist nicht hinreichend klar wird, was die Bemessungsgrundlage und Differenzialkriterien dieser Einschätzung sind.

Wenn KÖNIG also eingangs vor der „Gefahr“ warnt, „die Eigendynamik kultureller Prozesse zu verkennen und sie zu psychologisieren bzw. zu pathologisieren“, dann müssen hierzu zwei Anmerkungen gemacht werden: (1) Zum einen ist es heutzutage nicht mehr angemessen, die in den Siebzigerjahren als gesellschaftspolitischer Kampfbegriff eingesetzte Vorhaltung der *Psychologisierung* zu verwenden. Zwar mag dies hier der Absicht zugeordnet werden, den gleichermaßen anachronistischen und nichtsdestoweniger robusten anti-psychologischen Aversionen im philologischen Mainstream vorzubauen, denn diese führen zumeist Begriffe der ästhetischen Autonomie ins Feld (vgl. oben Absatz xx), denen mit dem Wort von der „Eigendynamik“ hinreichend Referenz erwiesen wird (vgl. auch FISCHER 2005). Freilich vermeidet dergleichen rhetorische Vorbeugemaßnahme die epistemologische Auseinandersetzung und erfolgt somit um den Preis der weiteren Bestärkung jener Aversionen. Dem wäre heute in heuristischer Naivität die Frage entgegen zu halten, was denn so „gefährlich“ und untunlich daran sein soll, „kulturelle Prozesse“ auch psychologisch zu begreifen und in ihren psycho- und gruppodynamischen Zusammenhängen für einzelne und/oder kollektiv verfasste Individuen nachvollziehen zu wollen. Und wenn dabei sachorientiert auf Wissensressourcen zugegriffen wird, die dem allgemein als *Psychopathologie* bezeichneten Bereich klinischer Forschung entspringen, dann heißt dies keineswegs selbstverständlich, dass man sich damit auch einer Pathologisierung schuldig macht.

(2) Zum anderen müsste hier die Überlegung angestellt werden, ob nicht schon damals und auch heute noch weniger eine mutmaßliche *Psychologisierung* als vielmehr eine Politisierung oder zumindest eine Art übereilter, kritisch-interventionistisch intendierter *Evaluisierung* „gefährlich“ war und ist, insofern sie für das relativ schwache Standing mitverantwortlich gemacht werden kann, auf das sich alle psychologischen Beobachtungsdimensionen und Systematisierungsambitionen in den Kultur- und Sozialwissenschaften heute offensichtlich zurückgeworfen sehen.

Insgesamt also konvergieren die bisher aufgeführten theoretischen Desiderate in dem Appell, die Psychologie, insbesondere die entwicklungs- und tiefenpsychologisch versierten Ressourcen und die psychologische/psychodynamische Interaktions- und Narrationsforschung mit

einzubeziehen, wie sie in ganz unterschiedlichen Bereichen, z.B. in der Kleinkindpsychologie, der Bindungsforschung, der qualitativen Psychotherapie-Prozessforschung und mitunter auch in neueren, psychoanalytisch orientierten Literaturuntersuchungen, auftritt. Zugriffe auf die Grundlagenforschung dieser Bereiche scheinen für die Interessen von qualitativer Medienforschung und -pädagogik viel versprechend zu sein; und dies gilt umso mehr, als gerade diese psychologischen Ressourcen als vorzügliches Relais der Vermittlung der durch jene Spiegelwand vollzogenen Trennung zwischen Textwelten und Lebenswelten fungieren könnten. Denn diese Gegenstandswelten verlieren ihre vermeintliche Unvermittelbarkeit in dem Moment, in dem man systematisch berücksichtigt, dass die eine wie die andere dieser Welten erst in der mentalen Aktualisierung durch ein erlebendes, (medien-)biografisch geprägtes Subjekt den Status von handlungstheoretischer Empirizität erlangt.

xxx 4.2 Methodologische Desiderate einer qualitativen Kultur- und Medienforschung

Als konkretes Problem schlägt sich das Spannungsverhältnis zwischen der Forschung am Text und am Menschen freilich in Fragen der Methode nieder. Und hier muss eine generelle Beobachtung über das Handbuch als ganzes – und im Grunde über den gesamten Forschungsbereich – angeführt werden: Gerade nämlich, wenn man sich vorsetzt, gleichermaßen Texte und Menschen – d.h. „Medientexte [...] und Rezeptionshandlungen“ (MIKOS & PROMMER S.162f.) – zu untersuchen und ein entsprechend integrales und multimethodisches Forschungsprogramm umzusetzen, ist es – wie oben bei PROMMER bereits angemerkt – für das erfolgreiche methodische Vorgehen wichtig, den kleinen modalen Unterschied zwischen Lebenswelten erster und zweiter Ordnung im Auge zu behalten. Und dieser methodologische Unterschied ist umso mehr zu berücksichtigen, desto unfraglicher die Notwendigkeit eines gemeinsamen handlungstheoretischen Rahmens ist, in den die individuellen Interaktionen einer Person in beiden dieser Welten zu stellen sind – und die keineswegs mit geisteswissenschaftlichem Kunstautonomie-Anspruch separiert werden dürfen. In der Konsequenz heißt dies jedoch: *medienforschungs-spezifische, psychologisch versierte Methodenentwicklung* zu betreiben.

In der Tat stellt das Handbuch – auch in seiner nicht in jeder Hinsicht günstigen Trennung der Bereiche *Erhebungsmethoden* und *Auswertung* – eine Reihe von Verfahren vor, die für die Medienforschung augenscheinlich einschlägig sind, wie z.B. die *Chat- und Forenanalyse*, die *Filmmusik-* und *Musikvideo-Analyse*, die *Medienproduktionsforschung*, die *Film-, Fernseh- und Foto-* sowie die *Videospiel-Analyse* etc. Jedoch müssten schon unter diesen medienthematischen Erhebungs- und Auswertungsverfahren genau genommen jene gesondert geführt werden, die

eigentlich der Kindheits- und Jugendforschung gewidmet sind. Denn dort wird die Analyse von Selbstzeugnissen wie Tagebüchern, Zeichnungen, Foto- und Video-Eigenproduktionen lediglich als Mittel eingesetzt, während die Verfahren als solche in aller Regel keine Aussagen über die Interaktion mit den massenmedial verfügbaren Medioumwelten erlauben oder überhaupt anzielen.

Vor allem jedoch ist festzustellen: Die Mehrzahl der Beiträge über Erhebungs- und Auswertungsmethoden sind doch so präsentiert, dass sie ohne größere Veränderungen auch in einem allgemeinen Handbuch der Qualitativen Sozialforschung stehen könnten (vgl. auch HILGER 2007, 13). Wenn z.B. das qualitative oder das biografisch-narrative Interview oder auch die Gruppendiskussion als Methode eingeführt wird, fällt in den Beiträgen nahezu gar kein medienbezogener Satz, außer vielleicht dort, wo Beispielstudien auf ein medienthematisches Problem, z.B. Horrorfilm-Anhängerschaft, gerichtet sind oder wo die Erhebungsmethoden selbst eine enge fachgeschichtliche Beziehung zu Medienfragen aufweisen, wie das z.B. für das problemzentrierte oder fokussierte Interview gesagt werden kann. Und dort, wo zumindest ein Teil eines Beitrags ausdrücklich den spezifischen Medienforschungs-Relevanzen eines Verfahrens gewidmet ist, wie z.B. beim Referat der konversationsanalytischen Medienforschung, werden keine spezifischen methodologischen Justierungsbelange eruiert. Es wird nicht erörtert, inwiefern die Untersuchung von natürlichen Gesprächen über Gegenstände der Lebenswelt erster Ordnung andere methodologische Voraussetzungen bedingen als die von Gesprächen über Medienerlebnisse, geschweige denn von medial dargestellten und geformten Gesprächen – zumal wenn diese ausgeprägt fiktionalen Charakter haben –, denn auch diese werden ja zuweilen konversationsanalytisch betrachtet. Es stellt sich also die Frage, ob nicht wünschenswert wäre, das Spezifische der Untersuchung von medial induzierter bzw. vermittelter Interaktion genauer zu profilieren und methodologisch zu konzipieren. Können doch die aus einem Differenzierungsmangel zwischen lebensweltlichen Interaktionen erster und zweiter Ordnung entstehenden methodischen Komplikationen in der Forschungspraxis – wie eingangs beispielhaft ausgeführt – als beträchtliche Einbußen zu Buche schlagen.

Ruth AYASS merkt immerhin an, dass konversationsanalytische Medienstudien, die im Grunde häufig eher arbeits- und organisationspsychologischen Themenstellungen nachgehen, bisher vor allem zur Produktion von Medien (z.B. im Redaktionsprozess) und weniger zu Fragen der Medienrezeption durchgeführt wurden, so dass sich hier eventuell ein Justierungsproblem diskutieren ließe (S.421). Hinweise dieser Art bieten jedenfalls Gelegenheit, methodologische Überlegungen zur Spezifik von Medienforschung anzustellen und die Notwendigkeit einer Methodenentwicklung zu unterstreichen, die den – wie auch immer kleinen – modalen Unterschied zwischen Lebenswelten erster und zweiter Ordnung und zwischen dem fiktionalen oder faktualen

Modus berücksichtigt und nutzt. Und diese zentrale methodologische Herausforderung ist eng verknüpft mit dem Desiderat, in integrierter Weise gleichermaßen an Produkt- und Interaktionsanalyse zu arbeiten.

MIKOS & PROMMER gehen hier, dem Vorsatz nach, am weitesten. Denn der Beitrag über das Babelberger Modell der Medienforschung sticht dadurch deutlich hervor, dass er in integrativer Weise die „Analyse von Medientexten mit der Analyse von Rezeptionshandlungen“ verbinden möchte, während „klassischerweise“ immer nur „einzelne Aspekte“ von „komplexen Medienphänomenen“ untersucht werden, die doch eigentlich erst als „Interaktionsverhältnisse“, als „reziproke, dialogische Text-Zuschauer-Verhältnisse“ angemessen begriffen werden können (S.162f. und S.166). Dem ist – gerade aus geistes- und kulturwissenschaftlicher Hinsicht – ausdrücklich beizupflichten. Denn qualitative Kultur- und Medienforschung wird, wenn sie handlungswissenschaftlich ertragreich sein und anwendungsorientierte Relevanz haben will, immer von der Voraussetzung ausgehen müssen, dass ein Text oder Film, „sich erst als Text [realisiert], indem er von Zuschauern gesehen wird“, und dass „auch die Zuschauer [sich erst] als Zuschauer realisieren, indem [sie sich] mit dem Text auseinandersetzen“ und ihn sich subjektiv aneignen (S.163).

Die Literaturwissenschaften indes, die immer noch einem eher *anti-empirischen* und *anti-psychologischen* Habitus verpflichtet scheinen (WOLF in AYAS & BERGMANN S.248f., WEIRNBÖCK 2007b), sind zwar weit davon entfernt, dergleichen Grundlagenbestimmungen rundheraus zu bestreiten – wie wollte man auch! –, sie verweigern sich jedoch der theoretischen und methodologischen Konsequenz. Vielmehr stellen sich die Literaturwissenschaften gemeinhin auf den Standpunkt, dass nur Hypothesen über „Verhalten [und] Gefühlsäußerungen [von] realen Personen“ empirisch, mithin zulässig seien, weil nur diese „definitiv überprüf[t] werden“ können. „Hypothesen über das Verhalten und die Gefühlsäußerungen“ einer literarischen Figur hingegen wären dies nicht und verböten sich somit (RÜHLING 1996, S.483). Ansonsten gelte, dass Kunst autonom ist vom Leben, woraus zwingend abzuleiten sei, dass die Lebenswissenschaften keine Anwendung auf Kunst finden dürften. Eine qualitative, psychologisch versierte Forschung, die Text- und Interaktionsanalyse miteinander verbindet, ist von einem philologischen Standpunkt dieser Art aus gänzlich unmöglich.

Die Medienforschung hingegen ist zwar weit davon entfernt, dergleichen empiriebegrifflichen Missverständnissen zu erliegen, und dies kann nicht nachdrücklich genug begrüßt werden; sie hat jedoch nicht selten die Analyse der Texte/Produkte und Mediennarrative hintangestellt und sich gänzlich auf Rezeptionsforschung oder auf makrosoziologische Fragestellungen beschränkt. Im Handbuch selbst schlägt sich dies auch darin nieder, dass in seinem

bunt und vielfältig bestückten Kranz an Verfahren und Aspekten die Textanalyse gar nicht verzeichnet ist. Bei AYAS & BERGMANN indes ist sie bedacht, muss aber mit einem vergleichsweise spärlichen Instrumentarium an Begriffen auskommen, das Textbeobachtung von „Auffälligkeiten oder Regelmäßigkeiten“ im Text, von „Leerstellen“ sowie der bereits wiederum rezeptionsseitig gedachten „Inferenzbildung“ des Lesers vorsieht; zudem wird sie überwiegend auf sehr schmale Sprachkorpora wie z.B. auf Überschriften bezogen. Trotz des dankenswert handlungstheoretischen Zugangs bleibt man hier also weit hinter dem Reichtum an Beobachtungskriterien zurück, der wiederum in den Sprach- und Literaturwissenschaften angelegt ist, insofern er dort aus textlinguistischen, strukturanalytischen und narratologischen Perspektiven entwickelt wurde.

MIKOS gebührt immerhin das Verdienst, den integralen Ansatz der Medientext- und Rezeptionsanalyse im Handbuch ausdrücklich zu fordern und sich dahingehend auch auf die literaturwissenschaftliche Rezeptionsästhetik der Sechziger- und Siebzigerjahre, namentlich auf Wolfgang ISEER zu beziehen. Freilich sind dadurch die theoretische Modellbildung und methodologische Verfahrensentwicklung vor große Herausforderungen gestellt. Und wenn moniert werden kann, dass MIKOS' textanalytischer Begriff des „typischen Interaktions- und Deutungsmusters“ eines hinlänglich soliden methodologischen und „theoretischen Rahmens“ entbehrt, und wenn tatsächlich Zweifel an der Kompatibilität seines vielfältig kombinierten methodischen Ansatzes bestehen, der die „Produktanalyse“, „subjektive Hermeneutik“ und „Teilaspekte der objektiven Hermeneutik“ zu „einer Art soziologischer Hermeneutik mit interdisziplinärem Charakter“ zu verbinden sucht (AUFENANGER in AYAS & BERGMANN S.102), dann muss hier systematisch nachgearbeitet werden. Denn in der Tat erfordert das Herangehen an die „multidimensionalen, intersubjektiven Netzwerke“ und die „interkontextuelle Unendlichkeit“ der diskursiven und praxeologischen Bezüge, in die MIKOS & PROMMER (S.165f.) – im Verweis auf den so genannten „radikalen Kontextualismus“ (Ian ANG) – die Medientexte eingebettet sehen, eine solide theoretische Verankerung. Und die „Multiperspektivität“, „Triangulation der verschiedenen Perspektiven“ und „Methodenvielfalt“ müssen methodologisch integriert werden, um nachvollziehbare und weit reichende Schlüsse der Handlungsrekonstruktion zu ermöglichen.

Jedoch: Dass der Integrationsbedarf, den MIKOS & PROMMER hier herausstreichen und in Angriff nehmen, tatsächlich besteht und gedeckt werden muss, daran sollte man keinen Zweifel aufkommen lassen. Zumal gerade auch angesichts dieses Ansatzes neuerlich deutlich wird, dass die theoretisch-methodologische Integration günstigerweise mittels psychodynamischer und (sozial-)psychologischer Konzepte von (mentaler) Interaktion zu leisten sein wird. Demgegenüber würden

die dahingehend nicht immer hinreichend spezifischen Konzepte von Diskurs, Praxis und Kontext sowie die Emphase der Macht-, Herrschafts- und Ideologiekritik und der „gesellschaftlichen Bedeutung“ von Medienphänomenen zurücktreten (S.165ff.); dies auch deshalb, weil die Diskussion der Wirkungszielsetzungen von Forschung – wie gesagt – auf dieser Konzeptionsebene nichts zu suchen haben und davor geschützt werden müssen, sich zu diskreditieren (vgl. 3.4). Auf jeden Fall muss der Eindruck behoben werden, dass die Emphase der politischen Wirkung konzeptuelle Schwachstellen verdeckt und deren Behebung im Wege steht.

xxx 4.2.1 Die Reichweite der Diskursanalyse. Oder: Hat das diskursanalytische „Subjekt“ eine Psyche?

Vielmehr müsste in selbstkritischer Problemorientierung auch der Überlegung nachgegangen werden, ob nicht die Diskursanalyse im momentanen Verständnis mit dem hohen Anspruch der Integration von Text- und Rezeptions- und Gesellschaftsanalyse methodologisch überlastet ist und welcher Erweiterungen und Veränderungen es bedürfte. Dies gilt umso mehr, als das „Verfahren der struktur-funktionalen“ Produktanalyse hier nur genannt und nicht expliziert wird. Und auch in dem von MIKOS besorgten Stichwort zur *Film-, Fernseh- und Fotoanalyse* bleibt bei hoher formaler Systematisierung der Arbeitsschritte letztlich unklar, auf welche Weise genau die „Bedeutungsbildung“ in Medienprodukten „angeschaut“ und „interpretiert“ wird (S.462ff.). Dabei lässt die starke begriffliche Konzentration auf Konzepte der „Repräsentation“ und „gesellschaftlichen Repräsentationsordnung“ befürchten, dass bei aller „Ordnung“ von „Beständen“ und „Bedeutungen“ der für qualitative Forschung so zentrale Aspekt der (mentalen) Handlung, Interaktion und Prozessualität/Sequenzialität aus dem Blick gerät oder zumindest nicht mehr mit voller, methodengestützter Aufmerksamkeit berücksichtigt wird.

Gerade hinsichtlich des für integrale Ansätze unabdingbaren psychologischen Konzeptualisierungsbedarfs ist deshalb bedauerlich, dass MIKOS, der die ältere literaturwissenschaftliche Rezeptionsästhetik anführt, nicht auch die jüngeren übertragungstheoretischen, interaktionspsychologischen Konzepte der psychoanalytischen Literaturtheorie kennt (PIETZCKER 1992, RAGUSE 1994, WEIRNBÖCK 2003a), die auf ihr aufbauen und die es erlauben würden, mithilfe der jüngeren Tiefenpsychologie und Psychodynamik konkretere Beobachtungskategorien zu entwickeln. Wenn man sich hingegen als übergreifendes Analyseparadigma auf die Diskursanalyse bezieht, die „kollektive Wissensordnungen“ und „Wissensbestände“ darstellen möchte, überantwortet man sich einer ausdrücklich „nicht subjekt-bezogenen Form der Interpretation“ die, obwohl sie unfraglich

handlungstheoretisch konzipiert ist und mitunter en passant auch psychologische Begriffe wie z.B. den der „Identitätsstiftung“ anführt (DIAZ-BONE S. 538), dezidiert keine Konzeption des Psychischen vollzieht – und darin wahrscheinlich noch dem Anti-Psychologismus der engagierten ideologiekritischen Soziologien der Siebzigerjahre verpflichtet ist, der zwischen dem individuellen und dem kollektiven Paradigma nicht selten eine binäre Opposition aufbaute.

Auch richtet sich, wenn man „die Diskursanalyse somit [als] Form der Analyse (vorwiegend) von Medieninhalten“ versteht, ganz unversehen wieder jene Spiegeltrennwand zwischen Medieninhalten und Personen auf (während das exemplarische Anwendungsbeispiel zur Musikkultur des Techno und Heavy Metal dann kuriosermaßen genau andersherum, aber strukturanalog von den Texten gänzlich absieht und sich allein auf die Metadiskurse konzentriert; vgl. S.546ff.). Ferner stellt sich die Frage, inwiefern eine auf „Medieninhalte“ konzentrierte Diskursanalyse wirklich mehr zu leisten vermag, als eine bloße Inhaltsanalyse, zumal wenn angesichts der großen Textkorpora ausdrücklich die Anwendung von qualitativen Datenanalysesoftwaren empfohlen wird (S.544) und für methodologische Fragen auf den Beitrag zur *Computergestützten Inhaltsanalyse* verwiesen wird (S.445ff.). Und wenn darauf immerhin die Antwort gegeben werden kann, dass die Diskursanalyse im Unterschied zur Inhaltsanalyse die gesellschaftlichen Kontext- und Funktionsdynamiken zu ermitteln sucht, bleibt doch festzustellen, dass das Subjekt als spezifisch biographisch geprägtes und psychodynamisch disponiertes Individuum dort beinahe vollkommen in den Hintergrund tritt und im Gefert der Foucaultschen Diskursformationen lediglich als „thematische Wahlen“ treffender und kollektive „Aufmerksamkeit“ erhaltender „Sprecher“ sowie als Träger von „Wissensordnungen“ konzipiert ist.

Was also oben als krypto-positivistische Präferenz für die Rekonstruktion von *sozialen Situationen* gegenüber *psychischen Situationen* zu beobachten war (in 3.2 bei BACHMANN & WITTEL in AYAS & BERGMANN), scheint hier als eine Art Krypto-Textualismus wirksam zu sein, der Inhaltsbestände, Wissensordnungen sowie Sets von Aussage und Bedeutungen erfasst und der von sich sagt: „[Sein] Untersuchungsgegenstand sind Texte“. Denn hier sind, wo überhaupt Beziehungen erwogen werden, „die Beziehungen, die diese Texte untereinander eingehen,“ gemeint (SCHWAB-TRAPP 2006, S.35). Die mentalen und handlungsdynamischen Funktionen, mit denen diese Bedeutungen, Inhalte und Texte in jeweils spezifischen Situationen verbunden sein können, mögen dabei ebenfalls mit gemeint sein, sind aber momentan offensichtlich noch nicht methodologisch integriert. Unsere Frage ginge also präzisermaßen dahin, ob die Diskursanalyse gegenüber der Inhaltsanalyse tatsächlich denjenigen methodologischen Mehrwert zu erzielen

vermag, den ein strikt sequenzanalytisch-hypothesenbildendes Verfahren der psychologisch und biografisch versierte Rekonstruktion von individuellen Handlungsregeln erzielt.

Sich mit der Ambition, einen multimethodischen Ansatz der Medientext- und Medieninteraktions-Analyse zu formulieren, vor allem auf die Diskursanalyse im herkömmlichen Verständnis zu konzentrieren, mag letztlich schon deshalb wenig günstig sein, weil MIKOS & PROMMER ehrlicherweise einräumen, dass „aus Budget- und Zeitgründen in der Regel eine Beschränkung auf die Analyse der Medientexte [und] Rezeption [stattfindet]“ (S.167). Wenn aber gerade die makrologischen Kontexte, also die „Diskurse“ und „soziokulturellen Praxen“, für die die Diskurs- und die Inhaltsanalyse noch am ehesten als angemessenes Auswertungsverfahren erscheinen mag, wegfallen und letztlich der Kernbereich von Text und Rezeption/Interaktion bleibt, wird die Gefahr eines methodologischen Vakuums umso deutlicher, unter der die Qualität der Befunde empfindlich zu leiden droht.

Dabei müsste der Vorsatz, die Handlungsregeln von biographisch und mental disponierten Individuen bzw. MediennutzerInnen eines bestimmten Feldes auch in ihrer psychodynamischen Logik zu ermitteln, gerade auch für die Diskursanalyse von Interesse sein, wird doch die Reichweite der Diskurse auch als bis in „die Subjektivitäten und Lebensstile“ sowie in die „mikrodynamischen Sozialgefüge“ hinein gehend verstanden (DIAZ-BONE S.539), und wird doch gerade in der jüngsten diskursanalytischen Methodendiskussion mitunter das „Individuum“ in „seiner diskursiven Hervorbringung“ sowie das „Verhältnis zwischen diskursiven Praxen [...] und Subjektivierung/Subjektivierung“ näher zu beleuchten versucht bzw. überhaupt einmal die Frage gestellt, „wie andere Forschungsperspektiven oder -paradigmen mit der FOUCAULTschen Diskursanalyse kombiniert werden [können]“ (BÜHRMANN et al. 2007, S.3).

Die schwierige inter-methodologische Einschätzungsfrage, inwiefern die Untersuchung solcher „Subjektivitäten“ innerhalb der derzeitigen Diskursanalyse wirklich auch ernsthaft psychologisch verstanden wird und unter welchen Bedingungen und mithilfe welcher wissenschaftlicher Ergänzungsressourcen sie methodologisch einlösbar wäre, würde sich sicherlich am verlässlichsten mittels konkreter explorativer Forschungsdesigns prüfen lassen. Von geradezu brennender Relevanz muss diese Frage gleichwohl für all diejenigen sein, die mit Medienforschung auch die Entwicklung von Möglichkeiten der pädagogischen Begleitung und Moderation (aber nicht unbedingt gleich auch der politischen Intervention) verbinden. Denn die Absicht, eine günstige Veränderung der Handlungsregeln und psychischen Dynamik von Individuen und Gruppen – etwa durch „Diskursereignisse“ (ebd. S.541) – anzustoßen, was ja den Ambitionen der Diskursanalyse vollauf entspricht, wird ohne eine systematische Modellierung und

einlässliche Untersuchung des Psychischen dieser „Subjektivitäten“ kaum erfolgreich verfolgt werden können.

Ob bei der von der Diskursanalyse durchaus eingeräumten Möglichkeit, ja Notwendigkeit von theoretischen Ergänzungen auch psychologische Ressourcen willkommen und anschließbar sind, muss gleichwohl zum gegenwärtigen Zeitpunkt als offene Frage gelten. Denn zum einen werden als mögliche Ergänzungen, die die zugestandenermaßen „unterspezifizierte“ Diskursanalyse von sich aus explizit anführt, ja bereits implizit anberaumt zu haben scheint, z.B. die „Feldtheorien“ genannt, oder die „Sozialstrukturmodelle“ sowie die „Theorien sozialer Institutionen“ und „sozialer Evolution (Systemtheorie)“; es geraten hier also keine wie auch immer psychologischen Erkenntnisbereiche in den Blick (DIAZ-BONE S.544). Und zum anderen werden besondere Bedingungen für die „anzukoppelnden Theorien“ formuliert, auf dass sichergestellt sei, dass diese nicht „mit Grundpositionen der Diskurstheorie in Konflikt geraten“; und eine dieser Bedingungen fordert strikt die „Ablehnung einer subjektzentrierten Hermeneutik“. Zwar wird diese dort offensichtlich – in durchaus nicht mehr zeitgemäßer Weise – als eine Hermeneutik der den Subjekten „vollständig bewussten“ Sinninformationen verstanden, so dass neuere psychologische Ansätze mit dieser Stipulation im Grunde keine Probleme haben dürften; jedoch ist die kategorisch formulierte „Ablehnung“ von „Subjektzentrier[ung]“ kaum geeignet, psychologische Anschlussfähigkeit zu signalisieren.

Einen durch den Subjektivierungs-Aspekt bedingten methodologischen Ergänzungsbedarf nicht mit der Psychologie aber immerhin mit der Biografiewissenschaft (und deren unfraglich subjektzentrierten Hermeneutik) stellte jedoch jüngst Elisabeth TUIDER fest. Ihr Beitrag ist in der vor kurzem erschienenen Schwerpunktausgabe, die FQS zu Fragen der aktuellen Diskurstheorie, deren Implikationen für „empirische Diskursforschung“ und für Kombinationen mit anderen Ansätzen herausgegeben hat (BÜHRMANN et al. Hg. 2007), leicht als derjenige zu identifizieren, der am nachdrücklichsten eine interdisziplinäre Methodenverschränkung anstrebt. In ihrer begrüßenswerten Absicht, ein Ergänzungsverhältnis zwischen Diskursanalyse und Biografieforschung methodologischen zu begründen, geht TUIDER zum einen von der Annahme aus, dass „sich Diskurse in den biographischen Erzählungen ablagern und biographische Erzählungen von Diskursen durchdrungen sind“, und zum anderen, dass „biographische Erzählungen wiederum Anhaltspunkte für die Diskursanalyse [liefern], indem sie Aufschlüsse über die subjektkonstituierende Wirkung von Diskursen und Hinweise auf diskursive Lücken und Leerstellen geben“ (2007, S.6).

Bereits die Formulierung dieses dialektischen Ergänzungsverhältnisses (zwischen der Diskursanalyse und der Biografieforschung) wirft allerdings Fragen auf. Denn während eigentlich sowohl das Eine als auch das Andere, und beides in seiner wechselseitigen methodologischen Bedingtheit begrifflich gemacht werden will, wird letztlich im Grunde vor allem über das Eine, nämlich die Diskursanalyse gehandelt. Dies mag sich schon in der Bezeichnung des Einen darin andeuten, dass sie als tautologischer Zweisatz formuliert wird („die Diskurse lagern sich in den biographischen Erzählungen ab“ und die „biographischen Erzählungen sind von Diskursen durchdrungen“). Dabei sind in beiden Formulierungen (einmal im Aktiv und ein andermal im Passiv) „die Diskurse“ als das Agens positioniert, wodurch die denotwendige Frage nach dem anderen, dialektisch gegenläufigen Agens (der Biografie bzw. „Subjektivierung“) unversehens hinter diesem verwirrend nachdrücklichen Zweisatz zu verschwinden droht.

So überrascht nicht, dass auch die vollständige Formulierung dieses Ergänzungsverhältnisses nur eben die „Diskurse“ und deren „subjektkonstituierende[n] Wirkung[en]“ einander gegenüberstellt, eine Gedankenfigur, die genau besehen eine wechselseitige Dialektik lediglich suggeriert und nicht wirklich ausführt. Denn solange nicht auch das menschliche Subjekt und dessen psychischen Funktionszusammenhänge, aus denen heraus Subjektivierung und biografisches Erzählen überhaupt erst erfolgen kann, mit gleicher Aufmerksamkeit und theoretischer Genauigkeit als potenzielle Gegenkraft konzipiert werden, wie die gesellschaftlichen Diskurse, beruht das methodologische Konzept nicht wirklich auf einem Ergänzungsverhältnis zweier eigenständiger Faktoren, sondern stellt lediglich eine Ursache-Wirkungs-Relation dar. Und so wird hier zwar von einer „Wirkung [der] Diskurse“ auf die Subjekte ausgegangen; jedoch wird scheinbar nicht auch mit gleicher Eindringlichkeit nach einer Wirkung der Subjekte und/oder Psychen auf die Diskurse gefragt, obwohl die Programmatik dieses Ansatzes immer wieder auch dazu auffordert, weil sonst nämlich dynamischen Veränderung(smöglichkeit)en von diskursiven Ordnungen nicht Rechnung getragen werden können.

Dass TUIDER nicht mit gleicher Ernsthaftigkeit auch nach Subjekt, Biografie und Psyche fragen zu wollen scheint, mag mit auch daran liegen, dass sie „Biografieforschung“ hier offensichtlich keineswegs selbstverständlich (entwicklungs-)psychologisch aufgefasst wird, was ja derzeit nach allgemeinem Dafürhalten auch noch keineswegs zwingend erforderlich ist. Gerade die gegenwärtige Medienbiografieforschung scheint – wie oben ausgeführt – die Unabdingbarkeit einer (entwicklungs-)psychologischen Konzeption von Biografie noch nicht einmal erwogen zu haben; die sozialwissenschaftliche

Biografieforschung scheint dem in jüngster Zeit jedoch entschieden näher kommen zu wollen (ROSENTHAL 2002, KÖTTIG 2004).

So wird bei TUIDER dort, wo eigentlich das sich lebensgeschichtlich und psychosozial entwickelnde Subjekt als dialektische Gegenkraft der Diskurse zu konzipieren wäre, eher eine Art Biografiesubstrat konzipiert, eine „Materialisierung von Diskursen“ (ebd. 1) oder deren „gleichsam materiell existierendes verkörpertes Produkt“ (ebd. 9), wobei der grundlagentheoretische und empirische Status dieses Substrats einigermaßen vage bleibt. Denn was das intentionale Agens und die eigenlogische Funktionsweise dieser so nachdrücklich evozierten dialektischen Gegenkraft des „materialisierten“ und „verkörperten Produkts“ sein sollen, die also noch nicht schon im Agens der Diskurse aufgehen (ebd. 27), wird an keiner Stelle expliziert. Und nichts deutet auf eine Einsicht in den eigentlich evidenten Sachverhalt hin, dass ein solches anderes Agens – wenn man es denn ernsthaft konzipieren möchte, und die Diskursanalyse scheint ja z.B. mit Begriffen der individuellen Entscheidungs-„Freiheit“ der Subjekte immer wieder emphatisch bestrebt, dies zu tun (ebd. 19) – eigentlich sinnvollerweise nur in Konzepten der menschlichen Psyche bzw. der psychodynamischen (und auch gruppendynamischen) Prozesse und Prozessmechanismen des menschlichen Individuums anberaumt werden kann.

Die Gefahr, die bei einer konzeptuellen Unebenheit dieser Art zu gewärtigen ist, ist keine geringe: dass nämlich, was sich als methodologisches Ergänzungsverhältnis des Einen und des Anderen formuliert, unversehens als eine bloße Eingemeindung des Anderen (der Biografieforschung) durch das Eine (die Diskurstheorie) zum Zweck von dessen Selbstvergrößerung zum Tragen kommt, woran Forschung mit Transdisziplinaritätsanspruch freilich kein Interesse haben kann.

TUIDERs tendenziell tautologische Epistemologie des *Sowohl-das-Eine-als-auch das Eine*, die man eine Gedankenfigur der angestrebten und letztlich verhinderten Dialektik nennen könnte (wie auch eine der verhinderten inter-methodologischen Erweiterungen), findet sich auch in weiteren konzeptionellen Überlegungen dieses Aufsatzes: „Das Subjekt wird dabei weder von der Macht völlig vereinnahmt, noch ist die Macht auf das Subjekt reduzierbar“ (ebd. 10). Dass in dieser eigentümlich schillernden, rhetorisch fragilen Aussage neuerlich eine konzeptionelle Schlagseite zugunsten von „Macht“ und Diskurs wirksam ist und das „Subjekt“ kein gleichberechtigter Gegenstand des Interesses ist, wird besonders im Fortgang des Satzes deutlich, der feststellt, dass sich das „Subjekt in einer Doppelbewegung [konstituiert]: in der Unterwerfung und in der Subjektwerdung“ in der das Subjekt „machtausübend und zur Selbstführung fähig“ wird (ebd. 10). Es wird hier offensichtlich gar

nicht wirklich mit einem auch nur partiell eigenlogischen Subjekt gerechnet, das der Macht und dem Diskurs – in wie eingeschränkter Weise auch immer – vorgängig sein könnte. Ist doch die „Subjektwerdung“ hier das Andere der „Unterwerfung“ nur insofern, als es selbst bereits „machtausübend“ und „selbstführ[end]“ fungiert, also den Diskurs verinnerlicht hat. Inwiefern dieses Subjekt aber als das Andere des Diskurses und als „das über die Diskurse Hinausgehende“ (ebd. 1) fungieren könnte und wie dessen ganz eigene, d.h. subjektive und psychische Handlungsdynamik beschaffen wäre und eventuell auf den Diskurs zurückwirken könnte, ist in dieser Frageformulierung gar nicht mehr eigentlich mit enthalten.

Dabei scheint sich die diskurstheoretische Terminologie manchmal unwillkürlich auf die psychologische Ressourcenergänzung hin bewegen zu wollen. Denn wer mit den neueren "Gouvernementalitäts"-Begriffen der Diskursanalyse davon ausgeht, dass diskursvermittelte „Formen der Regierung durch andere mit [...] Formen der Regierung des Selbst“ verschränkt sind (12), kann doch eigentlich, wenn er dieses „Selbst-Regieren“ wirklich auch empirisch operationalisieren will, gar nicht umhin, Konzepte und wissenschaftliche Ressourcen der Psychodynamik heranzuziehen, die in durch empirische Forschung und Praxiserfahrung gesättigter Weise einige Aufschlüsse darüber zu geben vermögen, wie Menschen/Subjekte sich mental selbst organisieren. Auch wer vor allem die „Widersprüche und Ungereimtheiten [...] in den biographischen Narrationen“ berücksichtigen möchte, bewegt sich im Grunde auf psychodynamische Konfliktmodellierungen zu. Ähnliches kann auch für die Ambition gesagt werden, die „individuelle Aneignung“ und „Verarbeitungsleistung“ von „diskursiv hergestellten Subjektivierungsweisen zu ermitteln (31, 78).

Der Weiteren schließt der "Gouvernementalitäts"-Begriff explizit die Frage mit ein, "wie Körper, Dinge, Emotionen und Gedanken von den Machtmechanismen durchdrungen sind, aus denen sie zugleich erwachsen" (12 mit PIEPER & GUTIÉRREZ RODRÍGUEZ 2003, S.10). In eindrücklicher Weise verbindet sich jedoch auch hier die Formulierung der Notwendigkeit, den Bereich der psychischen – und immer teils unbewussten – Handlung des Individuums (Emotionen, Gedanken, Körper) in die Konzeption einzubeziehen, mit einer unmittelbaren Gefährdung durch konzeptuelle Zirkularität. Denn auch hier gilt: Unvermerkt zirkulär bleibt der Satz über die Emotionen, die von diskursbedingten Mechanismen „durchdrungen sind, aus denen sie zugleich erwachsen“, wenn man nicht auch systematisch danach fragt, was in einer „Emotion“ oder im „Körper“ eines Subjekts in eigenlogischer Weise „durch[dringend]“ wirksam ist, dass es gegen die auf es „[ein]dringenden“ „Machtmechanismen“ in Gegenrichtung zurück zu „drängen“ vermag. Denn was kein irgend

anders geartetes Gegendrängen aufzubauen vermag, das muss nicht erst „durchdrungen“ werden, sondern ist mit dem „[ein]dringenden“ Diskurs schon a priori identisch.

Wenn also, wie TUIDER mit Verweis auf MAROTZKI feststellt, „die (biographischen) Erfahrungen und Entscheidungen nicht auf gesellschaftliche Umweltfaktoren reduzierbar sind, sondern sie immer auch ‚das Element von Freiheit‘ [enthalten]“, (19, in MAROTZKI 2003, S.177), dann ist es doch unabdingbar eines der zentralen konzeptionellen und operationellen Forschungsaufgaben, zu ermitteln, wie diese „Freiheit“ handlungsdynamisch strukturiert ist, die ja genauso wenig ein Essential, sondern vielmehr eine komplexes psychosoziales Phänomen darstellt, wie die Diskurse selbst, denen sie gegenüber gestellt wird. Und in dieser Frage ist es bei der heutigen Verfasstheit der Wissenschaftslandschaft unabdingbar, die Wissensressourcen zu Rate zu ziehen, die im Bereich der Psychologie und Therapiewissenschaften vorliegen; denn diese haben Einsichten darüber gesammelt, wie die menschliche Intentionalität, die psychischen Konflikt und mentalen Verletzung sowie deren Handlungsfolgen, ferner die psychischen und psychosozialen Ermöglichungs- und Abwehrmechanismen bei verschiedenen Individuen sowie die entwicklungs- und sozialpsychologischen Sozialisations- und Biografieverläufe beschaffen sind und welchen Funktionsregeln und Strukturgesetzmäßigkeiten sie folgen. Dies jedoch scheint hier nicht geschehen zu sollen.

Nun möchte man trotz allem TUIDER immerhin dankbar sein, dass sie den begrüßenswerten Versuch unternimmt, die Relevanz der Biografiewissenschaft zu unterstreichen. Denn in der Tat stellen Lebensverläufe und biografische Erzählungen, zumal wenn man sie in (entwicklungs-)psychologisch versierter Weise auffasst, eine Dimension dar, in der sowohl Formen der individuellen Subjektivierung als auch gesellschaftliche Sozial- und Diskursstrukturen zum Ausdruck kommen und mithin rekonstruiert werden können. Und in der Tat mag dies zur Lösung einiger der epistemologischen Probleme beitragen, auf die TUIDER zu Recht nachdrücklich hinweist. Denn zweifellos trifft zu, dass „diskursanalytische Untersuchungen“ häufig „neue Subjektivierungsweisen konstatier[en], deren konkrete Analyse zumeist aber ausbleibt“, so dass über den Nachvollzug der „Ordnungs- und Strukturierungsfunktion von Diskursen [...] die Analyse ihrer Subjektstituierenden Wirkung vernachlässigt wird“ (24). Und man wird sich auch dem Anliegen nicht verschließen, dass die Biografieforschung „die Wirkung diskursiver Regime auf die biographischen Erzählungen“ berücksichtigen möge (ebd.).

Jedoch zu welchem Preis erfolgt dieser methodologische Anschluss! Zunächst wird im Zuge der oben aufgewiesenen methodologischen Schiefelage des Interdisziplinaritätsappells

im Wesentlichen die Biografieforschung und nicht auch gleichermaßen die Diskursanalyse einer strengen Prüfung unterzogen. Darüber hinaus erfolgt diese Prüfung mit durchaus fragwürdigen Feststellungen: „Der ‚Fehler‘ bzw. die Schwäche der Biographieforschung“ liege, so heißt es, darin, „eine dem biographischen Material innewohnende Abfolge- und Entwicklungslogik aufspüren zu wollen, obwohl aktuelle gesellschaftliche Prozesse keine kohärenten und eindeutigen Zusammenhänge mehr zulassen“ (22).

Welch eine Anmaßung! Wird hier doch auf der Grundlage von – zudem rein impliziten und pauschalen – Annahmen der Postmodernität, Kontingenz, Unübersichtlichkeit etc. in einem offensichtlich anti-psychologischen Selbstverständnis leichthin unterstellt, dass Menschen wegen der „aktuellen gesellschaftlichen“ Verhältnisse inzwischen gänzlich aufgehört hätten, entwicklungslogisch/-psychologisch beschreibbare Lebensverläufe zu haben. Und aus dieser allgemeinen Prämisse über den zivilisatorischen Status quo wird dann voreilig der Schluss gezogen, „auf die Suche nach einer authentischen biographischen Struktur“ gänzlich verzichten zu müssen (23). Was hingegen ausdrücklich Bestand haben soll, sind die „wirkmächtigen Diskurse“ und die Möglichkeit, eine „Analyse der Manifestierungen gesellschaftlicher Strukturen in den biographischen Erzählungen“ zu vollziehen, was freilich die Frage provoziert, inwiefern nicht auch jenen die „Strukturen“ folgerichtigermaßen jenen „[kohärenz-]zerstören[den] gesellschaftlichen Prozessen“ hätten zum Opfer fallen müssen.

Zu allem Überflus trifft TUIDER zuletzt noch die Feststellung, dass aber „mit Blick auf mein Forschungsinteresse vom (biografiewissenschaftlichen) Vorgehen ROSENTHALs und FISCHER-ROSENTHALs abzuweichen [ist]“. Abstand nehmen zu dürfen glaubt TUIDER dabei (neben dem Verfahrensschritt der Typenbildung) vor allem von der „Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte“. Hiermit jedoch eliminiert TUIDER schlanker Hand das methodologische Kernstück der Biografieforschung, das nicht umsonst den Titel von ROSENTHALs einschlägiger Habilitationsschrift bildet. Nicht nur aber ist damit das essenzielle Relaisstück für ein wirklich gleichberechtigtes und dialektisches Ergänzungsverhältnis zwischen Diskursanalyse und Biografieforschung verworfen, das herzustellen TUIDER angetreten ist. Mit der Differenz zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte wird zudem gerade diejenige systematische Position in der theoretischen Modellierung von Biografie und biografischem Erzählen aufgegeben, die das (entwicklungs-)psychologische Potenzial der Biografieforschung bedingt. Zudem entschließt sich TUIDER, jenem Verfahrensschritt der Kontrastierung ausdrücklich den „Vorschlag“ einer Alternative „entgegen[zustellen“. Und was ist es, was anstelle der biografiewissenschaftlichen Kontrastierung (und Typenbildung) vollzogen werden soll? Es ist der „(historische) Kontext“,

der „mittels Diskursanalyse aufzubereiten“ ist (50). Es handelt sich also bei dieser eigentümlich abgeboenen methodologischen Dialektik in der Tat um eine entschiedene Geste des *Sowohl-das-Eine-als-auch das Eine*, nämlich Diskurstheorie, nur eben jetzt mit dem erweiterten Anspruch, diese verfüge auch über ein biografiewissenschaftliches Verfahrensmodul.

Und als ob es gelte, die Entschiedenheit dieser eigenwilligen methodologischen Verkürzungen weiterhin abzusichern, insistiert TUIDER in einer Fußnote (40), es sei „nochmals zu betonen, dass die von ROSENTHAL und FISCHER-ROSENTHAL vorgestellte Rekonstruktionsarbeit auf der unhinterfragten Annahme einer kulturellen Erzählweise beruht, die auch einem sinnvollen und abfolgelogischen Ablauf folgt (!). Die biographischen Erzählungen aus Juchitán folgen nur schwer dieser Logik, eine Abfolge ist deswegen nicht zu rekonstruieren.“ Jede/r BiografieforscherIn wird darin zu Recht groben methodologischen Unfug erkennen (wobei in diesem Zitat die energische Negierung von „Abfolgelogik“ durch die sprachmorphologische Redundanz eines vierfachen Semems „Folge“ beinahe schon wieder unbewusst revidiert scheint). Denn mit kurz angebundenem, aber umso eigenmächtigeren methodologischem Zugriff unterstellt TUIDER hier den Äußerungen ihres Forschungsklientels einen fundamentalen Mangel an innerer Abfolgelogik, anstatt sich zu fragen, ob nicht das Material, auf das sie sich beschränkt, und die Weise, wie es erhoben wird, einen solchen mutmaßlichen Mangel überhaupt erst hervorzubringen scheint. Auch müsste man hier im Grunde vorsorgehalber eruieren, ob eine solche Unterstellung eines Mangels, die hier ja die biografische Selbstäußerung von interviewten Menschen betrifft, nicht auch Gefahr läuft, einen forschungsethischen Tatbestand zu ergeben.

Vor allem jedoch ist TUIDER in dieser Fußnote offensichtlich drauf und dran, auch noch den Grundsatz der Sequenzialität aufzukündigen, auf den sie selbst doch wiederholt beiläufig Bezug nahm. Hierbei jedoch wird man wohl in der Einschätzung von dergleichen Bezugnahmen vorsichtigerweise genauestens zwischen „Segmentierung“ (51) Intersektionalität bzw. „Intersektionalitätsanalyse“ (31) und Sequenzierung unterscheiden müssen, denn erstere und zweite mag ja, je nach Begriffsverwendung, in rein inhaltsanalytisch-deskriptiver oder formaler Weise Segmente und Sektoren des Textkorpus isolieren, während nur die Sequenzanalyse mit einem chronologischen und entwicklungslogischen Funktionszusammenhang der einander folgenden Erzählsequenzen (bzw. Lebensabschnitte) rechnet. Allerdings entbehrt diese Fußnote dennoch nicht auch einer besonderen Folgerichtigkeit, insofern die Sequenzialität neben der Kontrastierung dasjenige methodologische Element darstellt, das im Interesse einer anti-psychologischen und rein text-

theoretischen Auslegung von Biografiewissenschaft gekippt zu werden sich anbietet. Denn die Sequenzialität der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung einer Person, die der biografiewissenschaftlichen Methodologie mit Recht so wichtig ist, stellt dasjenige Element dar, dass für eine entwicklungspsychologische Perspektive auf Lebenslauf und Biografie am besten anschließbar ist.

Was TUIDERs Aufsatz also im Grunde vollzieht, ist eine – der bereichsübergreifend so zahlreich zu findenden – Geste der Schein-Interdisziplinarität: In weit ausgeführter und nachdrücklich vertretener Programmatik konstatiert sie die Möglichkeit und Notwendigkeit, die Diskursanalyse durch die Biografieforschung zu ergänzen, nur um dann ein arg zugerichtetes methodologisches Modul anzustücken, das um seine wichtigsten Kernelemente und größten interdisziplinären Potenziale (Kontrastierung mit der erlebten Lebensgeschichte, Sequenzialität) verkürzt wurde und für das der Name *Biografieforschung* im Grunde gar nicht mehr angemessen ist, weil die Stelle jener eliminierten Kernelemente wiederum „mittels Diskursanalyse“ aufgefüllt wurde.

Um in Metaphern zu sprechen, wären solcherlei transdisziplinäre Vollzüge nicht mehr wie oben als wissenschaftsstrategische *Eingemeindung* zu umschreiben, sie verdienten eher, eine blanke Übernahme genannt zu werden, deren relative Freundlichkeit oder Feindlichkeit vorderhand nicht einzuschätzen sein wird, die aber jedenfalls mehr wissenschaftliche Einbußen als Erträge zu verursachen droht. Ein Forschungsanliegen in ganz eigenem Recht wäre deshalb, die „Macht“ und Struktur von dergleichen wissenschaftsstrategischen Anschlussmanövern genauer zu erfassen, die zunächst interdisziplinäre Aufgeschlossenheit signalisiert und/oder propagieren, während sie unversehens die Einverleibung von Gegenstandsbereichen und Zuständigkeiten anderer Forschungsansätze und einen Ausbau der eigenen Diskursmacht auf Kosten einer differenzierten Methodologie anstreben.

Des Weiteren ist es vor diesem Hintergrund nicht überraschend, dass bei genauerem Hinsehen letztlich als fraglich gelten muss, warum TUIDER überhaupt einen methodologischen Ergänzungsbedarf formuliert hat. Denn das von ihr isolierte Problem – die „Subjektivierung“ innerhalb der Diskurstheorie – löst TUIDER dann ohnehin gänzlich monodisziplinär: Die Subjekte werden nicht als Entitäten verstanden, die wesentlich in psychischen, psychosozialen und Dynamiken begründet sind, und es wird ihnen nicht in erster Linie eine erfahrungsgesättigte, konflikt-dynamische mentale und lebensgeschichtliche Entwicklung unterstellt. Vielmehr, so heißt es, „konstituieren sich [Subjekte] immer an der Schnittstelle mehrerer unterschiedlicher Diskurse“ (31); d.h. es wird ihnen je punktuell ein kartografischer Ort innerhalb der Mengenlehre von verschiedenen linguistischen

Aussagebeständen zugewiesen, der mühelos texttheoretisch beschrieben werden kann, und keiner psychologischen oder auch nur biografischen Dimension bedarf. Simplermaßen gilt nämlich: Wo immer sich Unterbereiche der von dieser Mengenlehre beschriebenen diskursiven und semantischen Felder überkreuzen, entsteht ein „Effekt“, und dieser Effekt von sich „intersektionell verschränk[enden] Diskursen“ (31) wird Subjektivierung genannt.

Das Subjekt als (inter-)textueller Effekt oder – spitz formuliert – der Mensch als Zettelkasten der verschiedenen Diskurse, an denen er Teil nimmt? Fraglos ist dieser Subjektbegriff in sich kohärent. Zweifel mag man hingegen haben, ob eine Konzeption von Subjekt als (inter-)textueller Effekt überhaupt sinnvoll ist, oder ob sie nicht lediglich die äußerste Möglichkeit eines Impetus der Erweiterung von Texttheorie ist, der eines jedenfalls nicht werden möchte, nämlich handlungstheoretisch in einem auch psychologisch versierten Sinn.

Vielleicht kann ein hypothetisches Beispiel den fundamentalen Unterschied zwischen einer eher texttheoretisch versus handlungstheoretisch-psychologisch orientierten Sicht von Subjekt und lebensgeschichtlicher Entwicklung klären helfen: Man stelle sich vor, eine junge Person mit durchschnittlichen Entwicklungsparametern einer, sagen wir, europäisch-bürgerlichen Lebenswelt wird plötzlich von Erfahrungen der brutalen, hasserfüllten und tödlichen Gewalt betroffen; sie und ihre Familien werden Opfer von Mord, Verletzung und Erniedrigung. Erfahrungsgemäß wird die Person von diesem Erlebnis als menschliches Subjekt bleibend gezeichnet sein. Mithin hat Subjektivierung stattgefunden. Die Frage ist nun: Wird diese Subjektivierung mit einer Diskursanalyse angemessen zu fassen sein, die das Subjekt und seine Entwicklung als Schnittstelle zwischen Diskursen, hier zwischen den Diskursen der bürgerlichen Lebenswelt und denen von brutaler Gewalt, aufsucht und beschreibt? Ist dies überhaupt ein sinnvolles Vorgehen zur Rekonstruktion von Subjektivität und biografischem Verlauf? Oder ist es nicht aussichtsreicher und eigentlich unabdingbar, vor allem die spezifische psychische Dynamik und die durch sie bedingten Formen von Befinden und Handlung zu konzipieren und zu untersuchen, die ein solches Ereignis der „erlebten Lebensgeschichte“ in jener Person – und/oder in menschlichen Subjekten allgemein – hinterlässt, zumal hier, wiederum erfahrungsgemäß, recht große Unterschiede zwischen verschiedenen, aber diskursiv ähnlich situierten Personen zu verzeichnen sind.

Beide Ansätze – der texttheoretische, bestandsdeskriptive und der handlungstheoretisch-psychologisch – sind methodisch auf die Analyse des sprachlichen Selbstaustausdrucks von Menschen (bzw. von „Protokollen“; Jörg HAGEDORN S. 530) verwiesen, jedoch nur der zweite folgt einer tatsächlich transdisziplinären (und methodologisch triangulierten)

Verfahrenslogik (78), insofern er die textlogische Orientierung auf sprachliche Inhalte und Bedeutungen (in Diskursen) übersteigt und auch die spezifischen Funktionsdynamik der sprachlichen Diskursbestände im jeweiligen Einzelfall einer individuell oder prototypisch perspektivierten Person erfasst, was nur mit Hilfe von psychologischen Spezialressourcen wie der Psychodynamik oder Psychotraumatologie erfolgen kann. Dabei ist jedoch die Beherzigung des Prinzips von Erfahrungsaufschichtung und Sequenzialität sowie das biografiewissenschaftlichen Verfahrensschrittes der „Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte“ in einem auch entwicklungspsychologisch versierten Verständnis unabdingbar.

Was jedoch im engeren Blick auf TUIDERs Aufsatz zunächst gefragt werden muss, ist, wo hier überhaupt eine methodologische oder theoretische Erweiterung, sei es durch die Biografieforschung oder durch andere Ressourcen, ins Spiel kommen soll, ja mehr noch: warum diese Erweiterung eigentlich gesucht wird. Denn die textlogisch konnotierte Modellierung des Subjekts als Effekt von sich „intersektionell verschränk[enden] Diskursen“ bleibt gänzlich innerhalb der konzeptuellen und methodologischen Logik der Diskursanalyse. Nicht nur scheint es ein methodologisches Anderes der Diskurstheorie hier gar nicht mehr geben zu können; es scheint im Grunde auch keinerlei Notwendigkeit für ein solches zu bestehen. Im Grunde fragt sich hier, welche Funktion die beständige Beschwörung jenes Anderen eigentlich hat.

Auch wird man den empirischen Ertrag, den TUDIER aus ihrem überaus interessanten Forschungsgegenstand zieht, als umso karger empfinden, je mehr man ihn an dem Vorsatz misst, biografiewissenschaftliche Dimensionen und Kompetenzen integriert zu haben. Gegenstand ist die in der süd-mexikanischen Stadt Juchitán lebende soziale Gruppe der sogenannten muxé, die geschlechtlich uneindeutig orientierte, als Frauen identifizierte Männer bezeichnet und der daraus nicht so sehr soziale Benachteiligungen als vielmehr ein spezifisches gesellschaftliches Prestige zuwächst. Aus der vergleichenden Auswertung von öffentlichen (Zeitungs-)Verlautbarungen und biografischen Interviews wird dann der Schluss gezogen, dass sich die Aussagen dieser zwei Quellen darin unterscheiden, dass nur in der biografischen Erzählung auch die Schwierigkeiten und Anfeindungen zum Ausdruck kommen, die die muxé in ihrer Kindheit und Jugend in dem vermeintlichen Queer-Paradies Juchitán erfuhren (71); ferner dass die in indigener Tradition stehenden muxés „nicht einfach mit den westlichen Konstrukten ‚homosexuell‘, ‚intersexuell‘ oder ‚transsexuell‘ gleichgesetzt werden können“ und vielmehr „am Schnittpunkt verschiedener Differenzdiskurse“ verortet werden müssen, „die sie zugleich brechen und unterlaufen“ (75). Wie auch immer man die

Tragweite solcher Befunde einschätzen wird, sie haben nur sehr indirekt mit Biografie und im Grunde gar nichts mit Biografieforschung zu tun.

Man wird also im Wesentlichen zwei Schlussfolgerungen aus der Auseinandersetzung mit TUIDERs Aufsatz ziehen können, der wohl als prototypische Initiative seitens der Diskurstheorie gelesen werden sollte, sich selbst inhaltlich und methodologisch zu erweitern.

(1) Es liegt hier ein bemerkenswertes Beispiel für eine theoretische Emphase der Schein-Interdisziplinarität vor. Sie propagiert eine mögliche Ressource der wissenschaftlichen Interdisziplinarität und optiert aufrichtig für dessen Integration, jedoch der Vollzug gerät unversehens zu einer Beschneidung dieser Ressource, die zunächst um ihre wichtigsten und aussichtsreichsten methodologischen Kernelemente verkürzt wird, um dann bruchlos und im Grunde weitgehend innovationslos in die Diskursanalyse eingefügt zu werden. Dieser letztlich eher wissenschaftsstrategische als wissenschaftliche Vollzug lässt insgesamt ein anti-psychologisches, mithin nur eingeschränkt handlungstheoretisches Selbst- und Gegenstandsverständnis erkennen, dem es deshalb kaum gegeben sein wird, jene Spiegel-Trennwand zwischen Text- und Lebenswelt zu überwinden.

(2) In dieser in sich gebrochenen Initiative unterstreicht TUIDERs Beitrag jedoch nur umso mehr die Notwendigkeit, das formulierte Ziel mit gleichwohl anderen, entschiedeneren methodologischen Vorkehrungen anzustreben. Eine psychologische und/oder biografiewissenschaftliche Erweiterung der Konzeption von gesellschaftlichem Diskurs ist unabdingbar, soll tatsächlich eine Diskursanalyse geschaffen werden, die „sowohl die sprachliche Ebene [...] als auch die Ebene der beteiligten AkteurInnen und der angesprochenen gesellschaftlichen Kontexte und sozialen Prozesse erfasst“ und zu integrieren vermag (42). Denn die „beteiligten AkteurInnen“, in denen ja – wie auch immer – das Andere der Diskurse zu verorten sein wird, sind nur durch eine entwicklungspsychologisch versierte Biografieforschung mit angemessener Tiefenschärfe zu erfassen. Und zumal allgemeiner Konsens darüber zu herrschen scheint, dass „die Diskursanalyse [...] keine Methode formuliert“ (SCHWAB-TRAPP 2006, S.38) – was eigentlich widersinnig ist, insofern eine „Analyse“ ohne „Methode“ doch gar nicht erfolgen kann – und zunächst lediglich ein „Gegenstandsbereich“ und ein „Forschungsprogramm“ vorliegen, besteht doch der Raum, ja die Notwendigkeit für paradigmatische methodologische Erweiterungen, die letztlich auch der theoretischen Konsolidierung jenes „Forschungsprogramms“ zugute kommen können.

Als umso aussichtsreicher mag somit eine ernsthafte methodologische Verhandlung scheinen, die auf gleicher Augenhöhe mit ihren potentiellen Partnerbereichen eruiert, ob nicht die interaktionalen und narratologischen Ansätze der jüngeren Psychoanalyse eine mögliche

psychologischen Ergänzungsressource der Diskursanalyse (und auch der Biografieforschung!) darstellen können, die dann mit umso mehr Recht beanspruchen könnte, nicht nur text-theoretisch und inhaltsdeskriptiv sondern auch handlungstheoretisch fundiert zu sein. Sicherlich würde es bei einer solchen Verhandlung – jenseits aller hehren Metatheorie – letztlich auch auf größere Strenge im methodischen Vorgehen ankommen, die durch eine Vermittlung mit den anspruchsvolleren Verfahren der sequenzanalytischen Auswertung durchaus erreicht werden kann. Man würde sich dann jedenfalls nicht mehr so leicht erlauben können, bei der „interpretativen Analytik“ zugleich mit der „Ausarbeitung des Codiersystems“ schon „Schlüsse auf erste Regeln der Aussagen“ zu ziehen, weil doch hierbei der Gefahr von Zirkularität nicht hinreichend begegnet wird (DIAZ-BONE S.545). Und auch wenn Stephan WOLFF sagen kann, eine „bekannte methodische Schwäche diskursanalytischer [...] Vorgehensweisen“ bestehe darin, „den Kontext zu beschwören, ohne diesen Kontext *im Text* anders als metaphorisch oder assoziativ tatsächlich aufweisen zu können“, dann sollte dem in einem Handbuch spezifisch Rechnung getragen werden (in AYAS & BERGMANN S.287).

Auch wäre dergleichen Verhandlung möglicherweise durch fach- und diskursgeschichtliche Altlasten erschwert, denn DIAZ-BONEs ausführliche Anmerkung zu Foucaults Psychoanalysekritik wird mit einer Emphase vorgetragen, die weder dem bereits in sich häufig allzu emphatischen und inkonsistenten Diskurs Foucaults noch auch dem State-of-the-art der psychodynamischen Individual- und Gruppentherapie im Jahre 2006 angemessen ist (S.550f.). So muss es eigentümlich zeitfremd anmuten, wenn auch heute noch mit Verve und Ausführlichkeit Foucaults Kritik an dem falschen „Befreiungsdiskurs“ von Freuds psychoanalytischem, proto-viktorianischem Sexualitätskonzept goutiert wird. Ist doch retrospektiv der Differenzierungsbedarf, der für Freud längst erkannt und eingeräumt wurde, auch auf Foucault zu erstrecken, wenn dieser vage „eine andere Ökonomie der Körper und der Lüste“ imaginiert und vor den „Hinterhältigkeiten der Sexualität und der ihr Dispositiv stützenden Macht“ warnt, die „uns dieser kargen Alleinherrschaft des Sexes [unterworfen]“ habe (FOUCAULT in DIAZ-BONE ebd.). Denn so sympathisch dergleichen Mahnungen manchem gerade heute wieder scheinen mögen, sie können und dürfen nicht dazu benutzt werden, implizit die neueren psychodynamischen Forschungsressourcen zu desavouieren.

Keineswegs jedenfalls muss man sich in dieser inter-methodologischen Verhandlung auch heute noch bei alten Streitmustern über anachronistische Auffassungen etwa vom Unbewussten aufhalten, die durch die zeitgenössische Psychoanalyse und Psychodynamik längst revidiert sind (nicht jedoch auch durch die wirkungsmächtigen philologischen Diskurse der poststrukturalistischen Kulturwissenschaften). Und mit zunehmender Entspannung jener allzu

lange gepflegten Konfliktraditionen wird es dann umso leichter fallen wahrnehmen, dass Konzepte des Unbewusste/Bewusstseinsfernen auch der verstehenden Soziologie und interpretativen Sozialwissenschaft immer schon inhärent waren. So z.B. vollzog BOHNSACK jüngst neuerlich mit großer Klarheit die bereits von Karl MANNHEIM in den 1920er formulierte wissenssoziologische Differenzierung zwischen den bewussten, subjektiven Theorien eines Akteurs und dem davon zu unterscheidenden, „der Praxis zugrunde liegenden habitualisierten und z.T. inkorporierten Orientierungswissen“, welches das Handeln des Akteurs „relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn strukturiert“ (BOHNSACK et al. 2006).

Dabei ist BOHNSACKs entschiedene Abgrenzung zur objektiven Hermeneutik, die „nach Handlungsstrukturen ,hinter dem Rücken der Akteure sucht““ und somit „die empirische Basis des Akteurwissens [verlässt]“, sicherlich nicht unwichtig, droht aber den grundsätzlichen Blick darauf zu verstellen, dass all jene Konzepte des „habitualisierten“, „inkorporierten“, „relativ unabhängigen“ oder des praxeologischen, impliziten etc. Wissens und Handelns, das unter, hinter oder neben den stets explizierbaren subjektiven Theorien der Akteure anberaumt wird, mit den psychodynamischen Begriffen des Unbewussten/Bewusstseinsfernen korrespondieren und mithilfe der in diesem Bereich erschlossenen Ressourcen genauer konzipiert werden können. Und hier steht durchaus hoher methodologischer Zugewinn in Aussicht. Denn wer tatsächlich „die Sinnstruktur des beobachteten Handelns vom subjektiv gemeinten Sinn [differenzieren]“ möchte und dabei entschieden auf der „empirischen Basis des Akteurwissens“ zu bleiben sich vorsetzt, zielt auf einen mentalen Gegenstand ab, der zudem punktuell nicht subjektiv artikulierbar ist, der also dissoziiert oder anderweitig unbewusst ist. Und um diesen Gegenstand zu rekonstruieren, bedarf es auch belastbare, d.h. operationalisierbare Beobachtungskriterien, die man aber aus dem Verweis auf „Inkorporationen“ oder – vor allem immer wieder – auf „kollektive Wissenszusammenhänge“ kaum gewinnen wird, die aber in psychodynamischen Modellentwürfen durchaus differenziert vorliegen.

Diese Frage wäre im Übrigen auch für jede einzelne Verfahrenskomponente der anvisierten multiperspektivischen Methodik qualitativer Medienstudien eigens zu stellen, wie z.B. für die Gruppendiskussion, die selbst in ihren jüngsten Varianten ausschließlich „kollektive Orientierungen“ ermittelt und somit „weit über die in der Einzelgruppe geäußerten Einstellungen [und] Meinungen“ hinausgehen will (SCHÄFER S.305). Hierbei wird bereits die Gruppe als „Epiphänomene [der] kollektiven Gehalte“ verstanden – ganz zu schweigen vom biografisch und psychisch verfassten Einzelsubjekt in der Gruppe –, so dass dieses Verfahrenskonzept weit davon entfernt ist, die individuellen, psycho-affektiven Aspekte von menschlichem Handeln und von Medieninteraktion in den Blick zu bekommen oder aber auch nur mit entsprechenden (sozial-

)psychologischen und psychotherapeutischen Traditionen z.B. der Gruppenanalyse kooperieren zu können, die konzeptuelle Möglichkeiten aufgewiesen haben, die kollektive mit der psychologischen Perspektive zu verbinden (TSCHUSCHKE 2000). Umso mehr ist zu unterstreichen, wie nah die sozialwissenschaftlichen Konzepte des „habitualisierten“, „inkorporierten“, „impliziten“, etc. Wissens und des nicht-„gemeinten“ Handelns den psychodynamischen Begriffen des bewusstseinsfernen, psychodynamischen Handelns sind und welche überaus aussichtsreiche Anschluss- und Kooperationsmöglichkeiten hier bestehen.

Diese Kooperationsmöglichkeiten liegen umso näher, als die neueren Konzepte und Methodologien der tiefen- und entwicklungspsychologischen Arbeitsbereiche, längst interaktional – also sozusagen soziologisch – ausgerichtet sind. Längst ist die so genannte „beziehungsanalytische Revolution“ der qualitativen Psychologien vollzogen und die Zwei-Personen-Psychologie, die objektverhältnis- und übertragungstheoretische Psychoanalyse, die Bindungsforschung, die naturgemäß interaktionale Psychotraumatologie oder auch die „ökologische Psychologie“ inauguriert (FISCHER 1996, WEIRNBÖCK 1996, 2001, 2005). Anders als in den 1970er-Jahren entsprechen diese psychologischen Ansätze durchaus auch dem Grundverständnis von Sozialforschung, wie Bohnsack es im Schlusssatz seiner „Grundbegriffs“-Formulierung zur *Biografie*forschung festhält: „[...] dass der Mensch sozial konstituiert ist und zuallererst aus diesen sozialen Bezügen heraus verstanden werden kann“ (BOHNSACK et al. 2006, S.24).

Es müsste jetzt nur eben auch die Sozialforschung hinreichend psychologisch sensibilisiert werden und der Tatsache Rechnung tragen, dass sozial interagierende Menschen Psychen und Psychodynamiken aufweisen. Es wird also daran zu denken sein, psychologischen/psychodynamischen Konzepte mit einzubeziehen, die dem aktuellen Verständnis der psychosozialen Entwicklung von Menschen und Gruppen entsprechen. Und wenn BOHNSACKs methodologisches Zugeständnis, dass in der „[biografiewissenschaftlichen] Frage der grundlegenden Konstitution von Subjektivität [...] das Subjekt eine gewisse (!) Vorrangstellung [genießt]“ (ebd. S.23), noch von einem kleinen schmerzlichen Nachklang begleitet zu sein scheint, der das Subjektive eigentlich immer noch vor allem in „kollektive Wissenszusammenhänge“ (ebd. S.41) aufsuchen will, dann kann dieser Trennungsschmerz über das Aufgeben eines rein soziologischen Zugang sowie über das Aufweichen jener rigorosen „Ablehnung einer subjektzentrierten Hermeneutik“ (DIAZ-BONE S.544) vielleicht am besten dadurch verarbeitet werden, dass in interdisziplinärer Anstrengung eine integrale Konzeption der sozial generierten Psyche des biografisch verfassten Individuums formuliert und eine ihm entsprechende Methodologie entwickelt wird.

xxx 5. Schluss

Zu resümieren ist: Das Handbuch von Lothar MIKOS & Claudia WEGENER ist ein beeindruckender und auch notwendiger erster Schritt der Konstitution eines Forschungsbereiches, der gleichwohl noch um eine klare Kontur seiner Gehalte, Grenzen und vor allem seiner Methodologie und seiner Anschlussmöglichkeiten und Kooperationspraxen wird ringen müssen. Dies hat zunächst einmal viel mit den fachgeschichtlichen, organisations-dynamischen Strukturen nicht nur dieses jungen akademischen Feldes als solchem zu tun, sondern auch mit dem nach wie vor stark disziplinengetrennten und der Psychologie, speziell den psychodynamischen Ressourcen ablehnend gegenüber stehenden Wissenschaftsbetrieb insbesondere im deutschsprachigen Bereich. Des Weiteren fragt sich: Nachdem dieser erste Schritt auch ein sehr großer und raumgreifender ist, beinahe ein sozusagen staatspolitischer Akt der Selbstkonstitution, der großzügig summiert, was die qualitative Medienforschung im weitesten Sinn gegenwärtig tut und zukünftig tun könnte, regt sich manchmal die Überlegung, ob nicht weniger mehr gewesen wäre, oder anders gefragt: ob eine methodologisch problembewusste Konzentration in der Darstellung einiger besonders relevanter Gegenstandsbereiche und Vorgehensweise der qualitativen *Medienforschung* nicht geeigneter gewesen wäre, die doch noch so dringend notwendige Theorie- und Methodendiskussion voranzutreiben.

Zwar spricht nichts dagegen, an einen ganz großen Zusammenhang zu appellieren und sich an der weit gefassten Frage zu orientieren, wie die „symbolischen Äußerungen und Handlungen der Subjekte“, also deren „selbstgesponnenen Bedeutungsgewebe“, beschaffen sind und wie, darauf aufbauend, Fragen einer maximal aufgespannten Anthropologie des Menschen und seiner Bedeutungshandlungen anvisiert werden können (S.14). Und gar nichts spricht dagegen, Medieninteraktion weit gefasst und dezidiert kontextorientiert als Teil von umfassenden, subjektiv-konstruktiv gestalteten Lebenswelten zu begreifen und hieraus auch deren pädagogische Relevanzen abzuleiten. Nur eben scheint empfehlenswert, den großen Anspruch dann bedächtig und präzise auf die Kernanliegen der Medienforschung in einem etwas engeren Sinn hin zu bündeln, und das heißt auch, der Versuchung zu widerstehen, sie implizit als ein neues, umfassendes Paradigma der Sozial- und Gesellschaftswissenschaft erscheinen zu lassen. Anstatt dessen wäre eine genaue und problemorientierte Diskussion über Profil, Grenzen und Desiderata dessen anzustrengen, was qualitative Medienforschung in diesem anthropologischen Horizont sein kann und zukünftig erwirken soll, eine Debatte, die jedoch in diesem Handbuch auch im Vorwort weder geführt noch recht eigentlich angestoßen wird.

Dabei hätte ein solchermaßen bescheidenerer Einstieg die spezifische Relevanz und das große Entwicklungspotenzial dieses Forschungsbereichs noch deutlicher sichtbar gemacht, vor allem jedoch auch dessen zentrale interdisziplinären Schnittstellen mit anderen Erkenntnisbereichen. Dadurch wiederum wäre es leichter gefallen, mit Klarheit und Nachdruck die entsprechenden Kooperationsbedarfe – z.B. mit psychologischen Kompetenzbereichen – zu benennen und entsprechende Arbeitsverbindungen anzuvisieren; und auch der Bedarf an spezifischer Methodenentwicklung wäre nicht so schnell unter den Tisch gefallen. In einfachen Worten: Wer nicht so umfassend sein will, wird schneller erkennen, was er an Notwendigem (noch) ganz und gar nicht erfüllen kann, und damit eben auch, wie und wo er es requirieren kann.

Der demgegenüber handlicher und abgemessen scheinende Band von AYAS & BERGMANN nimmt sich immerhin vor, in diese Richtung zu gehen, so dass sich eine parallele Lektüre anbietet. Dort nämlich wird eine problembewusste methodologische Diskussion angestoßen, die einräumt, dass „die qualitative Medienforschung bislang zu wenig genuine Methodenentwicklung betrieben hat“ (S.27). Freilich kann dieser Band in seinem engeren Rahmen nicht in gleichem Maß jenes Feuerwerk an Verfahren und Ansätzen aufführen, das bei MIKOS/WEGENER zu besichtigen ist. Vor allem aber teilt auch er bedauerlicherweise die dort bestehende Psychologie-Abstinenz. Denn dort ist zu beobachten: Nicht einmal die Lexeme „Psycho“, „Emotio“, „mental“ etc. scheinen überhaupt jemals auftauchen zu wollen – sie sind in Index und Überschriften überhaupt nicht anzutreffen und mir über viele Stunden der wenngleich ausschnittshaften Lektüre tatsächlich lediglich einmal begegnet; und dort standen sie ausgerechnet im Zusammenhang eines emphatischen Verweises auf eine nicht weiter explizierte Psychologiekritik der Siebzigerjahre (S.263). Und diese Ausblendung mutet – ich unterstreiche das nochmals – auch in diesem Band nachgerade grotesk an, da doch auch hier permanent theoretische Erwägungen von Prozessen der „Sozialisation“, „Individualisierung“, „Kumulation von Erfahrung“ sowie „Genese von Handlungsfähigkeit“ angestellt (S. 108f.) und Fragen der „inneren Wahrnehmungen“, des „Vorstellens“ und der „Stimmung“ des Subjekts (S.75) wenn nicht erörtert, so doch erwähnt werden – und werden müssen.

Jedoch, es sollte nicht alles vom ersten Schritt gefordert werden: Verdienstvoll und zukunftsweisend ist, dass und wie in den letzten zwei Jahren die qualitative Medienforschung durch beide Bände einen wichtigen Schub der Konstituierung und auch der beginnenden Differenzierung erhalten hat. Denn man kann MIKOS nur beipflichten, dass künftige Medienforschung weit über „traditionelle Rezeptionsforschung“ hinausgehen muss (S.80), was auch bedeutet, dass „nicht nur die direkte Kommunikation zwischen den Individuen“, sondern auch die „mediatisierten Formen“, also die parasozialen, mentalen Formen der Kommunikation (S.83),

sowie die – naturgemäß mentale – „Mensch-Medien-Beziehung“ erforscht werden müssen (BACHMAIR S.98). Und die so verstandene Einbettung von Medienforschung in einen aktualisierten Begriff von (Medien)Sozialisation, die „sich als Handlungsbeziehung eines Menschen mit einem Medium [...] innerhalb einer spezifischen kulturellen Figuration“ (BACHMAIR S.97ff.) begreift und dabei die „Innenwelt der Gefühle [...] Erfahrungen und Lebensziele“ (BACHMAIR S.98f.), kurz: die medienvermittelte „Entfaltung des Individuums“, in den Blick nehmen will, ist im Grunde bereits zutiefst psychologisch gelagert und jedenfalls besten positioniert, in diesem wichtigen Erkenntnisbereich Fortschritte zu erzielen.

Dass die Integration psychologischer Modelle sowie die Überwindung der epistemologischen Trennwand zwischen Lebens- und Medienwelten nicht nur eine der größten Herausforderungen der momentanen Forschungslandschaft in den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften darstellt und dass diese Überwindung vielleicht gerade in der qualitativen Medienforschung am intensivsten gesucht wird und am ehesten bevorsteht, dies mag man auch an einer kleinen, viel sagenden und vielleicht viel versprechenden sprachlichen Fehlleistung ablesen: wenn nämlich das „Medium“ allen Ernstes als Person verstanden wird. Indem BACHMAIR für den „allgemeinen interpretativen Zugang“ zur Medienanalyse feststellt, dass „sich [die] Forscher einem Medium als Mitglied unserer Gesellschaft und Kultur [annähern]“ und dass dieses „Medium als Mitglied“ „intelligente und auf Wahrscheinlichkeit hin angelegte Vermutungen anstellt“ (S.109), dann mag dieser Satz, der so natürlich unsagbar ist und knifflige methodologische Probleme erahnen lässt, auch das Versprechen enthalten, dass konsequent interdisziplinär auf die handlungstheoretisch integrierte und psychologisch versierte Erschließung des phänomenalen Grenzbereichs zwischen Person und Text/Medium hingearbeitet wird.

Literatur:

- Ayas, Ruth & Jörg Bergmann (Hrsg.) (2006). *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Reinbek: Rowohlt.
- Angus, Lynne E. & John McLeod (Hrsg.) (2004). *The Handbook of Narrative and Psychotherapy. Practice, Theory and Research*. London: SAGE-Publications.
- Anz, Thomas (1996). Über die Lust und Unlust am Text. In Johannes Cremerius & Gottfried Fischer (Hrsg.), *Methoden in der Diskussion. Freiburger literaturpsychologische Gespräche 15*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 195-210.
- Anz, Thomas (1998). *Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen*. München: Beck.
- Baer, Silke (2007). Rezensionssatz zu Michaela Köttig (2004). *Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik*. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, in Vorbereitung.

- Bauer, Joachim (2006). Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneuronen. Hamburg: Hoffman & Campe.
- Bohleber, Werner (1998). Transgenerationales Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewusstsein. In Jörn Rüsen und Jürgen Straub (1998) (Hrsg.), Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte, Identität, 2 (S. 256-275). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bührmann, Andrea D.; Diaz-Bone, Rainer; Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación; Schneider, Werner; Kendall, Gavin & Tirado, Francisco (2007). Editorial FQS 8(2): Von Michel Foucaults Diskurstheorie zur empirischen Diskursforschung. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 8(2), <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-E1-d.htm>.
- Charlton, Michael (1993). "Methoden der Erforschung von Medienaneignungsprozessen. Medienrezeption als Aneignung". In Holly, W. & Püschel, U. (Hrsg.), Methoden und Perspektiven qualitativer Sozialforschung (S. 11-26). Opladen.
- Cremerius, Johannes & Gottfried Fischer (Hrsg.) (1996): Methoden in der Diskussion. Freiburger literaturpsychologische Gespräche 15. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Devereux, George (1973). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Hanser.
- Denzin, Norman K. (2003). Performance Ethnography. Critical Paedagogy and the Politics of Culture. London: SAGE-Publications.
- Erhart, Walter (Hrsg.) (2004). Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung. Stuttgart: Metzler.
- Fischer, Gottfried (1996) Die Beziehungstheoretische Revolution. Gedanken zur Methodik der modernen psychoanalytischen Literaturwissenschaft. In Johannes Cremerius & Gottfried Fischer (Hrsg.), Methoden in der Diskussion. Freiburger literaturpsychologische Gespräche 15. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 11-33.
- Fischer, Gottfried (2005). „Von den Dichtern lernen . . .“ Kunstpsychologie und dialektische Psychoanalyse. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Fulda, Daniel (2003). Besprechung von Ansgar Nünning & Vera Nünning (2002a und 2002b). Arbitrium 3, S. 256-260.
- Garbe, Christine (1996): Geschlechtsspezifische Differenzierungen in der ›literarischen Pubertät‹. Deutschunterricht, 1, S. 83-97.
- Garbe, Christine; Silja Schoett; Gerlind Schulte Berge & Harald Weilnböck (1999a). Geschlechterdifferenz und Lektürepraxis in der Adoleszenz. Funktionen und Bedeutungen von Lektüre im Medienverbund von Jugendlichen. In Norbert Groeben (Hrsg.), Lesesozialisation in der Mediengesellschaft. SPIEL- Sonderheft zum DFG-Schwerpunkt Lesesozialisation in der Mediengesellschaft, S. 86-104.
- Garbe, Christine; Silja Schoett & Harald Weilnböck (1999b). Narrative Interviews und rekonstruktive Fallanalyse in der medienbiografischen Forschung. In Norbert Groeben (Hrsg.), Lesesozialisation in der Mediengesellschaft. IASL-Sonderheft zum DFG-Schwerpunkt Lesesozialisation in der Mediengesellschaft, S. 218-232.
- Hechler, Oliver & Harald Weilnböck (2002). Besprechung zu Achim Würker; Sigrid Scheifele & Martin Karlson: Grenzgänge. Literatur und Unbewusstes. Zu Heinrich von Kleist, E.T.A. Hoffmann, Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann und Max Frisch.

- Würzburg: Königshausen&Neumann 1999. In: Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 20.
- Hechler, Oliver (2005). Psychoanalytische Supervision sozialpädagogischer Praxis. Eine empirische Untersuchung über die Arbeitsweise fallzentrierter Fallsupervision. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Hilger, Peter (2007). In Search For Criteria: The State Of Qualitative Media Research. Review Essay über Lothar Mikos & Claudia Wegener (Hrsg.). Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 8(3), Art. 7, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-07/07-3-7-e.htm>. [47 paragraphs].
- Hirsch, Mathias (2004). Psychoanalytische Traumatologie – Das Trauma in der Familie. Psychoanalytische Theorie und Therapie schwerer Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart: Schattauer.
- Hurrelmann, Karl (1998). Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. Weinheim: Juventa.
- Jesch, Tatjana (2003). Subjektwerdung im und durch das Märchen. Ein textnahes und produktionsorientiertes Lektüremodell für den Deutschunterricht. Dies. (Hrsg.), Märchen in der Geschichte und Gegenwart des Deutschunterrichts. Didaktische Annäherungen an eine Gattung. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Kansteiner, Wulf und Harald Weilnböck: Against the Concept of Cultural Trauma or How I Learned to Love the Suffering of Others without the Help of Psychotherapy. In: Astrid Erll & Ansgar Nünning (Hrsg.). Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook. Berlin: De Gruyter (2007c). In Vorbereitung.
- Kansteiner, Wulf und Harald Weilnböck: What is Wrong with Concepts of Cultural Trauma and How to Fix it by Engaging in Qualitative Media and Culture Studies. In Verhandlung: Forum Qualitative Sozialforschung, <http://www.qualitative-research.net> (2007d). In Vorbereitung.
- Köttig, Michaela (2004). Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Arnulf Deppermann (2002). Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Martínez, Matias & Michael Scheffel (1999). Einführung in die Erzähltheorie. München: Beck.
- Mauser, Wolfram & Carl Pietzcker (Hrsg.) (2000). Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 19, Themenschwerpunkt Trauma. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Jesch, Tatjana; Rainer Richter & Malte Stein (2006). Patientenerzählungen wie Literatur verstehen. Vom Nutzen der Narratologie für die psychodiagnostische Hermeneutik. In Vera Luif, Gisela Thoma & Brigitte Boothe (Hrsg.), Beschreiben - Erschliessen - Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft (S. 39-65). Lengerich: Pabst.
- Operationale Psychodynamische Diagnostik (2001). Hrsg. vom Arbeitskreis für Operationale Psychodynamische Diagnostik. Bern: Huber.

- Pieper, Marianne & Gutiérrez Rodríguez, Encarnacion (Hrsg.) (2003). *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. Frankfurt/Main: Campus.
- Pietzcker, Carl (1992): *Lesend interpretieren. Zur psychoanalytischen Deutung literarischer Texte*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Poscheschnik, Gerald (Hrsg.) (2005). *Empirische Forschung in der Psychoanalyse. Grundlagen – Anwendungen – Ergebnisse*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Quasthoff, Uta M. (1980). *Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags*. Tübingen: Narr.
- Raguse, Hartmut (1994). *Der Raum des Textes. Elemente einer transdisziplinären theologischen Hermeneutik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Riemann, Gerhard (2006). *Erzählanalyse*. In Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki & Michael Meuser (Hrsg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Barbara Budrich. S. 45-47.
- Rosenthal, Gabriele (2002). *Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext*. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*, 4, S. 204-227.
- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Rosenthal, Gabriele und Wolfram Fischer-Rosenthal (1997). *Narrationsanalyse biografischer Selbstrepräsentation*. In Roland Hitzler und Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung* (S. 133-65). Opladen: Leske & Budrich.
- Rühling, Lutz (1996). *Psychologische Zugänge*. In: Heinz L. Arnold & Heinrich Detering (Hrsg.), *Grundzüge der Literaturwissenschaft* (S. 479-498). München: dtv.
- Schulte Berge, Gerlind, Silja Schoett und Christine Garbe (2002). *Medienkompetenz und gesellschaftliche Handlungsfähigkeit von Jugendlichen im Lichte biografischer Forschung. Zwei medienbiographische Fallstudien zum Zusammenhang von familialer Gewalterfahrung und der Rezeption von Gewalt im Fernsehen*. In: Norbert Groeben und Bettina Hurrelmann (Hrsg.), *Medienkompetenz. Voraussetzungen, Dimensionen, Funktionen*. Weinheim: Juventa.
- Schwab-Trapp, Michael (2006). *Diskursanalyse*. In Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki & Michael Meuser (Hrsg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Barbara Budrich. S. 35-39.
- Tuider, Elisabeth (2007). *Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen* [81 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 8(2), Art. 6, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-6-d.htm>.
- Tschuschke, Volker (Hrsg.) (2000). *Praxis der Gruppenpsychotherapie*. Stuttgart: Thieme.
- Weilnböck, Harald (2007a). „Das Trauma muss dem Gedächtnis unverfügbar bleiben“ – *Trauma-Ontologie und anderer Miss-/Brauch von Traumakzepten in geisteswissenschaftlichen Diskursen*. *Mittelweg36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 2, S. 2-64.

- In englischer (und deutscher) Version (2007b). „The trauma has to remain inaccessible“ – Trauma-ontology and other (ab-)uses of trauma concepts in post-structural and conventional philological discourses. In www.eurozine.com. In Vorbereitung.
- Weilnböck, Harald (2006a): Auf dem steinigen Weg zur Einlösung eines lange währenden literaturwissenschaftlichen Desiderats: Empirisch-klinisch gestützte Forschung über Literatur und Psychotrauma. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* [On-line Journal], 7(2), Art. 25., 88 Absätze (45 Seiten).
<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-06/06-2-25-d.htm>
- Weilnböck, Harald (2006b): Der Mensch – ein Homo Narrator. Von der Notwendigkeit und Schwierigkeit, die psychologische Narratologie als Grundlagenwissenschaft in eine handlungstheoretische Sozial- und Kulturforschung einzubeziehen. Besprechungssatz. In: www.literaturkritik.de, Schwerpunkt: Erzählen, 58 Absätze (17 Seiten).
http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9365&ausgabe=200604
- Weilnböck, Harald (2006c): Erzähltheorie als Möglichkeit eines gemeinsamen Nenners von Humanwissenschaften. Besprechungssatz zu Vera Luif, Gisela Thoma & Brigitte Boothe (Hrsg.). *Beschreiben – Erschließen – Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft*. Pabst Science Publishers, Lengerich. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 7(3), 35 Absätze (20 Seiten).
<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-06/06-3-22-d.htm>
- Weilnböck, Harald (2006d): Man will es kaum wahrhaben: die Psychoanalyse hatte doch recht! Empirische Psychotherapie- und Psychoanalyse-Forschung als Provokation von Geistes- und Sozialwissenschaften. Besprechungssatz zu Gerald Poscheschnik (Hrsg.). *Empirische Forschung in der Psychoanalyse. Grundlagen – Anwendungen – Ergebnisse*. Psychosozial-Verlag, Gießen (2005). www.literaturkritik.de, 21 Absätze (8 Seiten).
http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9473&ausgabe=200605
- Weilnböck, Harald (2005). Psychotrauma, Narration in the Media, and the Literary Public – and the Difficulties of Becoming Interdisciplinary. In Jan-Christoph Meister (Hrsg.) *Narratology Beyond Literary Criticism* (S. 239-264). Berlin: De Gruyter.
- Weilnböck, Harald: (2004). „[...] dazu passend: Rotwein mit Eierkognak zur Hälfte in einem bauchigen Glas“. *Borderline literarische Interaktion und Gewalt am Beispiel von Ernst Jüngers Kriegsschriften*. In Lutz Hagestedt (Hrsg.), *Ernst Jünger: Politik – Mythos – Kunst* (S. 431-445). München: De Gruyter.
- Weilnböck, Harald (2003a). Claude Lanzmanns ‚Shoah‘ und James Molls ‚Die letzten Tage‘. *Psychotraumatologische Analysen von Bearbeitungen der Shoah im Film*. In Walter Schmitz (Hrsg.), *Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden* (S. 444-494). Dresden: Thelem.
- Weilnböck, Harald (2003b). Das ‚Gruppenanalytische Literaturseminar‘. Zur Anwendung der Gruppenanalyse in der Kulturvermittlung. Mit neuen Aspekten zur Interpretation von Heiner Müllers Prosatext ‚Vater‘. In: *Gruppenanalyse*, 1, S. 63-85.
- Weilnböck, Harald (2002a). Die Anwendung der Gruppenanalyse in der Kulturvermittlung. Trauer/-Abwehrarbeit in einer Sitzung des ‚Gruppenanalytischen Literaturseminars‘ über Judith Hermanns ‚Hunter-Tompson-Musik‘. In: *Gruppenanalytische Arbeitshefte*, 2 Themenheft: *Kultur und Gruppenanalyse*, S. 49-74.
- Weilnböck, Harald (2002b). „Dann bricht sie in Tränen aus.“ Übertragungen von Trauer/-Abwehr im Text und im ‚Gruppenanalytischen Literaturseminar‘ über Judith Hermanns ‚Hunter-

Tompson-Musik'. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 22, Themenband: Trauer, S. 241-261.

Weilnböck, Harald (2001). Psychotraumatologie. Über ein neues Paradigma für Psychotherapie und Kulturwissenschaften. In: www.literaturkritik.de, 27 S.

http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=4264

Weilnböck, Harald (1996). Besprechung zu Johannes Cremerius & Gottfried Fischer u.a. (Hrsg.). Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Methoden in der Diskussion, 15 (1996), Referatedienst des Forschungsschwerpunkts Literaturwissenschaft, 28, S. 593-596.

PD (des.) Dr. Harald Weilnböck (Ph.D.) ist Literatur-, Kultur- und qualitativer Medienwissenschaftler sowie Gruppenanalytiker, Organisationsberater und heilpr. Psychotherapeut in freier Praxis (DAGG, des. DGSv). Er hat in München, Berlin, New Haven, Los Angeles und Paris studiert bzw. unterrichtet und promovierte an der UCLA in Los Angeles mit einer literaturpsychologischen Arbeit über Hölderlin und Heidegger, die auf neuere beziehungsanalytische sowie psychotraumatologische Begriffe rekurriert. Weilnböck habilitiert am philologischen Fachbereich der Universität Leipzig mit einer im Jahre 2003 abgeschlossenen Arbeit über „Borderline literarische Interaktion am Beispiel der frühen Kriegsschriften Ernst Jüngers. Handlungstheoretische Textinterpretation, literaturpsychologische Auswertung und Modellbildung.“ Derzeit führt er an der Abteilung Klinische Psychologie und Narratologie der Universität Zürich ein von der Europäischen Union finanziertes interdisziplinäres Forschungsprojekt der qualitativen Lese- und Medien-Interaktionsforschung durch – (6. Rahmenprogramm, Marie-Curie) *Narrative media interaction and psycho-trauma therapy*. Hierbei werden Methoden und Ansätze der qualitativen Sozialwissenschaft, Tiefenpsychologie und Psychotraumatologie für Fragen der qualitativ-empirischen Literaturforschung in den Sektoren der Rezeptions- und Textanalyse furchtbar gemacht. Im 7. Rahmenprogramm der EU-Forschungsförderung (ERG) ist ab 2008 ein Nachfolgeprojekt genehmigt (*Narrative media/cultural interaction as means of preventing adolescent violence and political/religious extremism.*) Es erschienen Aufsätze zur Literaturtheorie, literaturpsychologischen Text- und Filmanalyse, zu Themen von Psychotherapie und Psychoanalyse, zur Shoah-Literatur, zu Fragen der literarischen Traumabearbeitung, zur qualitativ-soziologischen Lese- und Medien-Interaktionsforschung, zu Fragen der Narratologie sowie zur Didaktik der ‚gruppenanalytischen Literaturinterpretation‘. Die verschiedenen Arbeitsbereiche sind durch ein handlungstheoretisches Gegenstandsverständnis von Literatur und Medien auf der Basis der tiefenpsychologischen Theorien der textuellen Gegen-/Übertragung verbunden.